Sezession



Autorenporträt
Günter de Bruyn

Wiederbelastung
Götz Kubitschek

Flucht nach vorn
Martin Sellner

Teil des Plans?
Caroline Sommerfeld

Mishimas Geste
Martin Lichtmesz

99

Dezember 2020
11 EURO
ISSN 1611-5910
www.sezession.de

Sezession

Herausgegeben vom
Verein für Staatspolitik e.V.
Rittergut Schnellroda
06268 Steigra
E-Mail: redaktion@sezession.de

Vertreten durch Dr. Erik Lehnert
(Vorsitzender)

Eingetragen im Vereinsregister
am Amtsgericht Stendal,
Registernummer: 46786

Unter Mitarbeit von Wolfgang Dvorak-Stocker, Benedikt Kaiser, Ellen Kositza, Götz Kubitschek (V.i.S.d.P.) und Erik Lehnert

18. Jahrgang, Heft 99,
Dezember 2020

Sezession erscheint im Februar, April, Juni, August, Oktober und Dezember. Der Preis für das Einzelheft beträgt 11 € zzgl. Versandkosten.
Wer *Sezession* für mehr als lesenswert hält, kann ein Förderabonnement (75 € / sechs Hefte) zeichnen. Das normale Jahresabonnement (sechs Hefte) kostet 50 €, ermäßigt 35 € (junge Leser in Ausbildung), jeweils inkl. Versand. Auslandsabonnenten bezahlen zusätzlich 10 € Porto im Jahr.
Wird das Abonnement nicht bis zum 30. November gekündigt, verlängert es sich um ein weiteres Jahr.

 Manuskripte sind übrigens stets willkommen und sollten als Kurzbeitrag 9 000 und als Grundlagenbeitrag 15 500 Zeichen (inkl. Leerzeichen) umfassen.

Satz & Layout:
satz@sezession.de

Sezession
Rittergut Schnellroda
06268 Steigra
Tel: (03 46 32) 90 43 96
Fax: (03 46 32) 90 43 97

redaktion@sezession.de
vertrieb@sezession.de
www.sezession.de

ISSN 1611-5910

Editorial

1 **Dem Staat verlorengehen**
Götz Kubitschek

Bild und Text

2 **#fck**
Ellen Kositza

Grundlagen

4 **Autorenporträt Günter de Bruyn**
Erik Lehnert

10 **Wiederbelastung**
Götz Kubitschek

16 **Flucht nach vorn**
Martin Sellner

22 **Sind wir Teil des Plans?**
Caroline Sommerfeld

26 **Hinter der Maske – das Jahr 2020**
Benedikt Kaiser

32 **Reise ins Herz des Welthandels**
Guillaume Travers

38 **Über-Setzen: 100 Jahre *Segen der Erde***
Jörg Seidel

42 **Künstlerkult und »Engagement«**
Sophie Liebnitz

Kurzbeiträge

46 **Mishimas Geste**
Martin Lichtmesz

53 **Der Sieger**
Oswald Spengler

56 **Ökologische Beleuchtungen (x)**
Jonas Schick

Bücher

58 **Rezensionen**

Bild Titelseite: Berlin am 18. November 2020 – Wasserwerfer im Einsatz am Brandenburger Tor.

Dem Staat verlorengehen

von Götz Kubitschek

Seit Monaten rennen in dutzenden Städten tausende Bürger gegen ebenso strikte wie inkonsequente, gegen ratlose, sinnlose, »alternativlose« Maßnahmen an. Sie rennen gegen die Maßnahmen an und meinen die Regierung, meinen die Regierung und sehen dahinter ein Geflecht aus Politik, Staatsdienern und Staatsmedien, staatsnahen Medien, staatsnahen Konzerne und einer staatstragenden »Zivilgesellschaft« – ein festgeknüpftes Netz mit engen Maschen, aus dem keiner fallen möchte, der es einmal hineinschaffte. Tag für Tag schafft der Staat, schaffen die Behörden neue Stellen, die den Anspruch neu entdeckter Randgruppen oder an ihrer Arbeit gehinderter Lockdown-Opfer geltend zu machen, ihn zu besprechen, auszuhandeln, zu formalisieren und zu erfüllen vorgeben.



Unser Staat, der einmal ein schlanker Fechter war, ist zur alles erdrückenden, jeden säugenden Sau geworden. Die zehn, zwölf Millionen Leute, die alles bezahlen, schuften Jahr für Jahr bis Mitte August nur für ihre Abgaben, manche noch viel länger. Sie täten es ohne zu murren, solidarisch und pflichtbewußt und dankbar für die Absicherung in ernster Lage, wenn sie wüßten, daß derjenige, der ihnen nimmt, dem sie zu geben haben, sparsam und effektiv, ausgleichend und – was für ein seltsames Wort in diesem Zusammenhang! – ebenfalls dankbar zu wirtschaften verstünde. Aber: Dieser Staat ist weder sparsam noch achtsam, und er ist dabei, diejenigen zu erdrücken, die ihn tragen. Er tritt uns nicht gegenüber wie ein Vater seinen erwachsenen Kindern, sondern wie der Soma-Verteiler den Epsilon-Semi-Kretins in Aldous Huxleys Roman *Schöne Neue Welt:* Infantilisierung und Absättigung, Entmündigung und Almosen.

Gut: Uns und diejenigen, die sich nicht abhängig machen lassen, infantilisiert er nicht, er kriminalisiert sie, bestraft sie, stößt sie aus, vergleicht sie mit schlimmen Typen aus der Geschichte und gibt vor, mit großem Verantwortungsbewußtsein vor der Weltöffentlichkeit und unserer schuldbeladenen Vergangenheit »den Anfängen zu wehren«. Lassen wir ihm diese Phrase. Welchen Anfängen wehrt er? Doch bloß denen, die seinen weltanschaulich gegen das eigene Volk gewendeten Mißbrauch beenden und ihn für unser Volk reformieren wollen, und er wehrt denen, die an eine solche Reform nicht mehr glauben, sondern den totalen Staat total in Frage stellen. Der Staat wehrt unseren Anfängen.

Glauben wir noch an Reformierbarkeit? Glauben wir an den Rückbau jener Millionen Stellen, die der Staat schuf oder die er an seine Zitzen hängte, um alles zu verwalten und Abhängigkeiten zu schaffen, gegen die man kaum mehr anwählen, gegen die man kaum eine Partei plazieren kann? Glauben wir noch, daß es Politiker geben könnte, die den Staat zu einem erneut würdigen, schlanken, effektiven Gebilde reformieren und zugleich verhindern könnten, daß er zur Beute globaler, vernutzender, ortloser, asozialer Spieler würde? Glauben wir an Entbürokratisierung plus Staatsidee? An effektive Solidarität? An Patriotismus und Freiheit, an Selbständigkeit und Schutz, an Staatsdienst und Dankbarkeit?

Ich nicht mehr. Das hat lange genug gedauert. Es lag an meiner Überzeugung, man könne ohne Rücksicht auf wirtschaftliche, technische und soziale Bedingtheiten doch so etwas wie »reine Politik« treiben, also: eine Staatsidee Gestalt werden lassen, die den Bedingtheiten übergeordnet wäre. Diese mobilisierende Vorstellung hat sich als Illusion erwiesen, der Weg dorthin führte von Pegida zum Aufstieg der Alternative und zuletzt mit Siebenmeilenstiefeln dorthin, wo zigtausend Bürger hilflos gegen eine zynische Staatsmacht anrennen.

Hoffen wir, daß nach jeder Demonstration, nach jeder neuen Zwangsmaßnahme wieder tausend Bürger diesem Staat verlorengehen. Unsere Aufgabe ist es dabei, zu verhindern, daß diese Menschen zugleich an eine diffuse »Freiheit« verlorengehen. (Die Verzweiflung ist ihnen ins Gesicht geschrieben, man muß nur einmal in die Abendgesichter blicken, wenn es vor der Polizeikette hart auf hart geht.) »Die Rechte kann heute keine rein konservierende Funktion haben – ihre Funktion muß vielmehr auf weite Strecken eine sprengende sein«, schrieb Armin Mohler einmal. Sie müsse »eine sichere Witterung dafür besitzen, wieviel sie sprengen darf, ohne die Substanz zu verletzen.« Dies ist heute mehr denn je unsere Aufgabe. ■

#fck

von Ellen Kositza

Alltagsanekdote: Vor einiger Zeit kam ein Kind von einem bunten Fest mit vielerlei Ständen nach Hause. Es hatte einen Stapel Aufkleber mitgebracht. Weiß auf Schwarz stand da fett »FCK«, darunter »AFD«. Das Kind dachte, »ihr könnt die vielleicht irgendwie gebrauchen.« Es ging davon aus, »FCK« hieße irgendwas Dynamisch-Freundliches. Vielleicht im Sinne von »Los gehts, AfD!« oder »Allez, AfD«. Wer weiß schon als Kind, was gebräuchliche Abkürzungen wie ca., etc. oder mfG bedeuten? Ich selbst wußte es lange nicht. Ich hatte »ca.« lange als [tza] ausgesprochen und dachte, das würde »normalerweise« bedeuten.

»Fcknzs« oder »fckafd« sind beliebte sogenannte Hashtags, wie sie beispielsweise im sozialen Netzwerk Twitter verwendet werden. Haßsprache/Hatespeech geschieht heute gern konsonantisch. Das »a« bei AfD ist eine Ausnahme. Bei den Anwendern dieser simplen Codes spielt ein unverhohlener Stolz mit, diese vokalfreie Geheimsprache zu beherrschen. Man sagt etwas gleichsam mit zusammengebissenen Zähnen, und schwupps, entspringt »das Zauberwort« (Josef von Eichendorff)!

Mir stellen sich zwei Fragen: Die eine geht nach den verschwundenen Vokalen; die andere nach dem nun also verschwiemelten »fuck«, das wohl als »ficken«, also ein eminent sexueller Akt dechiffriert werden dürfte. Trennen wir das eine von dem anderen.

Zunächst: Das althebräische Alphabet aus dem 10./9. Jahrhundert v. Chr., das in seiner Schreibweise übrigens den germanischen Runen deutlich stärker ähnelt als dem etwas älteren indisch/vedischen Sanskrit, kam mit seinen 22 »Buchstaben« ohne Vokale aus. Sämtliche bekannte Konsonantenalphabete zählen zu den semitischen Schriftsystemen. Darunter zählen auch die phönizische, die aramäische sowie einige syrische und arabische Schriften. Laut Wikipedia dürfen wir Konsonantenalphabete keineswegs deshalb für »defizitär halten, weil ihnen Vokalzeichen fehlten.« Dies sei »unter Berücksichtigung der Struktur der semitischen Sprachen und der Lesetraditionen in den (nord) semitischen Sprachen des 1. Jahrtausends v. Chr. eindeutig nicht der Fall.« Nun gut. Vielleicht ist die rein konsonantische Sprache gar höherwertig – moralisch jedenfalls?

Es ist nicht genau auszumachen, wann und womit dieser vokalfreie Botschafts-Trend begann. Als 2018 die Deutsche Fußballnationalmannschaft der Herren (alias »Die Mannschaft) unter #Zsmmn (=Zusammen) zu kommunizieren begann, war die Mode bereits bejahrt. Meine Krankenkasse (Techniker) sendet ihren jungen Versicherten seit gut zwei Jahren ein betont »cooles« Magazin titels »Mgzn« zu. Im Grunde wirkt der Vokalverzicht wie das lässige »Hä?« im Gegensatz zum ordentlichen »Wie bitte?« Ein kleiner, penibel ausgezirkelter Akt der Rebellion!

Vor dem Konsonantentrend waren in der Werbung phonetische [fo'neːtɪʃə] Umschriften populär, und wiederum davor wurde der Blick potentieller Konsumenten auf anderweitig schwer lesbare Botschaften gelenkt. Kome togeter, alias »Come Together« des Zigarettenanbieters »West« dürfte in den frühen Neunzigern ein Vorläufer des »Irritierenden« gewesen sein.

Was irritiert, bannt den Blick. Nun also der Wegfall der Vokale. Es entsteht ein Zischen oder etwas Abgehacktes. Es paßt zur Zeit. Man zischt sich an. Kein Blickkontakt, keine Anrede, nur dieses in seiner lautmalerisch plosiv-frikativen Kombination vernichtenwollende Zischen und Verhärten. Ohne Vokale klingt beinahe jedes Wort wie »basta«, nur eben konsonantisch: »Grm«, »Fck«, »Stp«! Also: fck statt fuck. Gemäß der Legende kommt der Verzicht auf das »u« daher, weil Dissidenten die strengen Zensurmaßnahmen der pietistischen US-amerikanischen Medienaufsicht unterlaufen wollten. So simpel läßt sich tricksen.

Dabei sind sowohl die medialen Ausrufezeichen #Fcknzs wie auch #Fckafd gar nicht zum Aussprechen gedacht. Beschimpft wird hauptsächlich digital, verschriftlicht. Die polemogene Kommunikation läuft heute anonym. Da sind Schneid, Muskeln oder der persönliche Ruf völlig wurst. Aggressiv auf virtuellen Foren rumplärren kann jeder, solange es in den Rahmen der kommerziellen Regeln grade noch paßt. Nur eine kleine Portion Gratis-Mut benötigt es, bei solcher Verwünschung auch Gesicht zu zeigen.

Der hier sich zur Schau stellenden Person, der wir bewußt kein Geschlecht »zuweisen« wollen, käme sicherlich kein klares »Halt! Nicht weiter!« oder eine Ansage wie: »So, Freund! Und jetzt Du!« über die Lippen. Sie/er ist zu



© www.etsy.com, Screenshot

schlaff, zu lasch, zu fertig. Diese Figur ist die Personifizierung dessen, was heute »Haßsprache« genannt wird. Alles ist hier durcheinander, alles ist quer. Die sogenannte Frisur steht und hängt herum, die Schultern hängen auch (weshalb die Jacke verrutscht ist), dito die Augenlider. Der Schädel sitzt wie haltlos auf dem Restkörper, und zwischen den metallisch durchstochenen Gesichtsteilen mag in diesem traurigen Zustand kein artikulierter Laut hervorgebracht werden können. Nur ein Zischen, ein undeutlicher Wortrest: »FCK NZS.« Wir sehen hier jemanden, der offenkundig jeden Halt im Leben verloren hat. Jemanden, der weiß, daß es ihm schlecht geht, der ebenfalls weiß, daß er nicht die Kraft hat, das zu ändern und der daher nun einen Adressaten für all sein Unbill sucht. Ein Protest-Hemd für 19.99 € kann sich selbst eine arme Wurst leisten.

Aber warum bloß »fck«? Weshalb nicht »HLFT MR, CH BN M ND?« Vermutlich, weil »am Ende sein« eine lange Strecke bedeutet, auf der zunächst einmal notwendig solche Verbalaggressionen auftreten.

»Fuck« heißt übersetzt (Überraschung!) »ficken«. Übersetzt wird das seit dem späten Mittelalter als »koitieren«. Es gibt hierzu reichlich sprachgeschichtlichen Stoff, der über das indogermanische *peug, das lateinische »pungere« und »figere« (= stechen, annageln, durchbohren) schließlich zum altitalienischen »ficar« mit eben dieser Bedeutung »koitieren« gelangt.

Als Schimpfwort ist »fck«/»fuck« deutlich ein Einwanderer. Es zählt keineswegs zu den urdeutschen Verfluchungen. Lange Zeit wurde hierzulande vor allem sakramental geflucht. Ich mag hier nur Harmloses zitieren: »Himmelherrgottnochmal«, »JessesMaria«. Mit Luther kam speziell im Deutschen sehr prägnant ein skatologischer Aspekt hinzu. Luther befleißigte sich, Abscheu ausdrückend, gern analer Gegenden und deren Ausscheidungen. »Himmelarschundzwirn« wäre wiederum ein sehr artiges Beispiel, es gibt deutlich deftigere. Spätestens seit reformatorischen Zeiten »hat der Unterleib Gott den Rang abgelaufen« (Urs Hafner, *NZZ*). In abwertender Absicht nutzt der Hasser deutscher Zunge mit Vorliebe Metaphern der Po-Gegend: scheiß drauf; das Arschloch; der hat's bei mir verschissen; er hat echt abgekackt. Bei den Angelsachsen hingegen steht interessanterweise seit je die Vorderseite des Unterleibs im Vordergrund der Flüche: prick, cunt, slut, bitch, load of toss. Psychologen mögen hieraus ihre Schlüsse ziehen, es ist jedenfalls ein weites Feld.

Was heißt es nun, wenn man einem (politischen) Gegner wünscht, er möge nicht bekämpft, nicht besiegt, nicht widerlegt, sondern »gefickt« werden? Orgiastische Freuden werden nicht gemeint sein. Die zählen nicht zu den Dingen, die man dem Feind wünscht. Da es wortgemäß definitiv um sexuelle Penetration geht, können nur Vergewaltigungsverwünschungen gemeint sein. Das ist nun kurios. Denn unter allen Parteien gilt die AfD als die patriarchalischste. Aus ihren Reihen hörte man aber bislang keine »FCK«-Aufrufe. Die Rechten träumen nicht davon, irgendwen zu nageln, zu penetrieren, zu durchstoßen. Es ist das linksgrüne Milieu, das mit »Besorg's-Ihnen«-Wünschen sich hervortut. Das ist doch vielsagend? Hn st q m y pns. Was vertrackt ist – wir wissen wenig darüber, welche Gesäßrichtung der französische Fluch habituell einnimmt. ■

Autorenporträt Günter de Bruyn

von Erik Lehnert

Wer das preußische Brandenburg liebt, wer in der Literatur die feine Ironie schätzt und wer im Zeitgeist nicht das letzte Wort von Gültigkeit sieht, der war und ist bei Günter de Bruyn gut aufgehoben. Daß sich die Nachrufe auf den Autor, der am 4. Oktober kurz vor seinem 94. Geburtstag in seiner märkischen Heimat verstarb, an die Maßgabe »Über Tote nur Gutes« hielten, hat mit der schlichten Tatsache zu tun, daß de Bruyns Leben und Werk jedem halbwegs Gutwilligen Respekt einflößt und daher Weltanschauungsfragen in den Hintergrund treten läßt. Allerdings stellte mancher Nachrufer, so er es überhaupt thematisierte, einen »beunruhigenden« Bruch bei de Bruyn fest (so Seibt in der *Süddeutschen*), und zwar kurz vor dessen Lebensende. Man ging nicht näher auf das betreffende Buch ein. Aber es ist bezeichnend für den Zustand der gegenwärtigen Republik, daß ihm dieses Buch als »Kühnheit« ausgelegt wurde.

Es handelt sich um de Bruyns letztes Werk, erschienen im Herbst 2018: *Der neunzigste Geburtstag* beschreibt ein »ländliches Idyll«. Bei Erscheinen war die Überraschung groß, zunächst weniger des Inhalts als der Tatsache wegen, daß de Bruyn seit 1984 kein belletristisches Werk mehr veröffentlicht hatte. Er selbst nannte dieses Buch nicht »Roman«, und das zeigt den Autor gewohnt skrupulös und bescheiden: Er verstand sein letztes Werk zu Recht als klassische Erzählung, die eine einfache Begebenheit aus der Wirklichkeit des Lebens biete und die er nicht in eine Reihe mit den großen Werken gestellt sehen wollte. Die Bezeichnung »Idylle« weist aber auch auf den Ironiker hin, der seiner selbstgewissen Gegenwart das Wort erteilt, um sie selbst ihre Widersprüche aussprechen zu lassen. Die Gegenwart ist nicht die DDR wie in seinen anderen Prosatexten, sondern die Bundesrepublik in der Zeit nach dem berühmtesten Satz Angelas Merkels: »Wir schaffen das«.

Wenn man bedenkt, daß die belletristischen Werke de Bruyns immer von der selbsterlebten Wirklichkeit inspiriert waren, liegt es nahe, in der Hauptperson zu großen Teilen den Autor selbst zu vermuten. Die Gemeinsamkeiten zwischen ihm und Leonhardt Leydenfrost sind überdeutlich: Noch vor dem Krieg geboren, bleibt er im Osten, während seine Schwester in den Westen geht. Er wird Bibliothekar und hat wie de Bruyn keine Chance auf eine Leitungsposition, weil er sich (wie de Bruyn) weigert, der SED oder einer der Blockparteien beizutreten. Die Geschichte spielt zudem, wie sollte es beim bekennenden Märker de Bruyn anders sein, in einem kleinen brandenburgischen Dorf, in das die Geschwister ins alte Elternhaus zurückgekehrt sind. Beide sind geprägt von ihren jeweiligen Erfahrungen in den getrennten Teilen Deutschlands vor der Wiedervereinigung. Die Schwester war Mitbegründerin der Grünen und ist enthusiastische Menschheitsbeglückerin, die sich nun die Flüchtlinge zum Objekt auserkoren hat. Leo ist skeptisch und räsoniert über den allgemeinen Kulturverfall der Gegenwart: sei es mit Blick auf die Sprache oder auf die Gestalt und Gestaltung von Orten. Die hier wie nebenbei geäußerte Kritik an

»Als er dann auch noch den Dorffriedhof, den man wegrationalisieren wollte, als ein Stück Heimat mit erhaltenswerten kulturellen Traditionen bezeichnete, fühlte sie sich verpflichtet, dem alten Herrn klarzumachen, was heutzutage unter Kultur und Heimat zu verstehen sei. Heimat sei an demokratischen Verhältnisse, nicht aber an Örtlichkeiten gebunden, und von Kultur könne man nur reden, wenn auch die Willkommenskultur in ihr enthalten sei.«

Der neunzigste Geburtstag (2018).

den gegenwärtigen Verhältnissen läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig, was das verhaltene Echo auf de Bruyns letztes Buch leicht erklärt.

Schon mit seinem ersten Roman wurde de Bruyn nicht recht glücklich, wenn auch aus anderen Gründen. Er erschien 1963 unter dem Titel *Der Hohlweg* und schildert Kriegsende und Nachkrieg aus der Perspektive eines jungen Landsers. Der Vergleich zu Dieter Nolls wenige Jahre zuvor erschienenen *Werner Holt* drängt sich auf. Aber was bei Dieter Noll ehrliche Überzeugung gewesen sein mochte, der den Krieg als Läuterungsprozeß für einen zukünftigen Sozialisten schilderte, war bei de Bruyn Verstellung und Anpassung, da er diese Lebensphase absolut nicht so empfunden hatte. Auch ihm legte man nahe, einen zweiten Band zu schreiben, in der die Entwicklung des Helden deutlicher in der Gegenwart münden sollte. Noll schrieb seine (schwache) Fortsetzung, de Bruyn nicht. 1973 erschien die achte Auflage, die die letzte bleiben sollte, denn de Bruyn ließ sich die Rechte an seinem Buch zurückgeben. Er verband mit seinem Roman zwei Erfahrungen. Zum einen, an den eigenen Ansprüchen gescheitert zu sein, zum anderen, sich als korrumpierbar erwiesen zu haben. Die Korrumpierbarkeit des Dichters folgt nicht nur aus dem Bestreben, gedruckt zu werden und dafür manche Kröte zu schlucken, sondern in diesem Fall auch aus der Verleihung des Heinrich Mann-Preises, der mit einem stattlichen Preisgeld von 10.000 Mark ausgestattet war (und den abzulehnen, er sich nicht nur nicht leisten konnte, sondern durch den er sich trotz aller Zweifel tatsächlich geehrt und erhoben fühlte). Später hat de Bruyn diese Erfahrung, für etwas Falsches ausgezeichnet zu werden, ironisch in der Erzählung *Die Preisverleihung* (1972) verarbeitet, den *Hohlweg*, den er später als »Holzweg« bezeichnete, aber nach eigenem Bekunden selbst nie wieder zur Hand genommen.

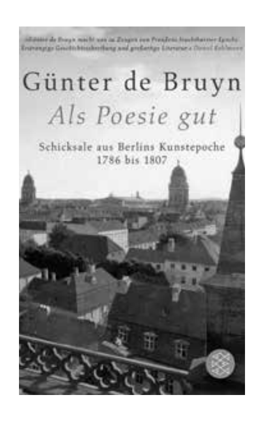
»Kritische Bücher wollte ich schreiben, aber die sollten in der DDR gedruckt und gelesen werden können. Auch Erfolg wollte ich damit haben, nicht aber durch diesen von einem Staat anerkannt werden, der von mir nicht anerkannt war. Daß diese Anerkennung Annehmlichkeiten brachte, vergrößerte noch mein Unbehagen.«

Vierzig Jahre (1996).









Denn anders als der Roman nahelegte, war de Bruyn nicht dieser Typ Landser, den er die Geschichte von Kriegsende und Nachkrieg erzählen ließ. Der Krieg als entwicklungsfördernde Katastrophe, in der, so de Bruyn rückblickend, »die guten Mädchen und die guten Altgenossen als Leitersprossen der Heldenentwicklung« dienen, war ihm nie begegnet. De Bruyn war kein Mitläufer oder jemand, der überhaupt je an Menschheitsbeglückung, sei es sozialistisch oder nationalsozialistisch, geglaubt hätte. Das war zunächst nicht sein Verdienst, sondern der Konstellation seiner Herkunft geschuldet: Geboren 1926 in Berlin, aufgewachsen als »Katholik unter Protestanten, ein zum Nationalismus Unfähiger unter Nationalisten, ein Träumer unter Anpassern«. Das Schicksal seiner Generation teilte er dennoch: Noch vor dem Abitur 1943 als Flakhelfer eingezogen, folgten Arbeits- und Wehrdienst. Schwer am Kopf verwundet, kam er ins Lazarett und anschließend kurz in amerikanische Kriegsgefangenschaft. Der Vater war verstorben, die Mutter lebte als Ausgebombte in Zernsdorf bei Berlin, wo sie den Einmarsch der Russen mit allen Konsequenzen erdulden mußte. Daß man drüber in der SBZ nicht reden durfte und daß der Stalinismus die ersehnte Freiheit sofort zunichte machte, gab der Skepsis des Kriegsheimkehrers neue Nahrung. All das hat de Bruyn in seinen beiden autobiographischen Büchern *Zwischenbilanz* (1992) und *Vierzig Jahre* (1996) mit dem Anspruch beschrieben, »daß Eigenstes, genau dargestellt, sich als Allgemeines erweist«.

»›Das hätten Sie fünfundvierzig sehen sollen!‹ – das Städtchen nämlich, das, da es strategische Werte besaß, alle anderen verlor: es würde zur Trümmerwüste. Die ist es jetzt nicht mehr. Ordnungsliebende Stadtoberhäupter haben im Laufe von Jahrzehnten eine Betonwüste aus ihr gemacht, rechteckig, übersichtlich und grau. Eine gerade Straße, die die Ausmaße einer Autobahn hat, teilt die Stadt in zwei Hälften.«

Neue Herrlichkeit (1984).

Daß sich de Bruyn dennoch als Neulehrer meldete, folgte pragmatischen Überlegungen, da die Ernährungssituation für einen weiteren Schulbesuch zu prekär war. Die Neulehrerstelle in einem Dorf in der Prignitz

gab er nach der dreijährigen Pflichtzeit wieder auf und begann eine Ausbildung zum Bibliothekar. Auch hier verlor er bald alle Illusionen, die er sich über den Schutzraum des Bibliothekswesens gemacht hatte, und folgte bald nur noch einem Ziel: genügend freie Zeit zum Lesen und Schreiben zu haben. Irgendwann wurde seine Stellung wegen seiner politischen Unzuverlässigkeit unhaltbar – er kündigte und begann endlich, im April 1961, sein Leben als freier Autor. Auch wenn der Anfang, zu dem auch einige weniger gelungene Erzählungen gehören, durch den ersten Roman mißlungen war, ermöglichte ihm das Preisgeld einen ruhigen Start in die Selbständigkeit. Neben Hörspielen erschien zunächst ein Band mit Parodien, der de Bruyn als Kenner der deutschen Literatur in seiner Gänze ausweist. Der Durchbruch gelang ihm mit dem Roman *Buridans Esel* (1968), der in vielem bereits zeigt, was de Bruyn ausmacht. Die schnörkellose Sprache, die schon fast lapidare Entwicklung der Geschichte, die hier einen Mann zum Mittelpunkt hat, der nicht nur zwischen zwei Frauen, seiner Ehefrau und der Geliebten, hin und hergerissen ist, weil daran die Möglichkeit von Karriere oder beruflichem Abseits geknüpft ist. Der halbherzigen Entscheidung folgt der Verlust beider Frauen, womit sich auch die beruf-



© picture-alliance/ ZB | Patrick Pleul

»Die Tiefe ihrer [Rahel Varnhagens] Gedanken und Empfindungen, ihre Ausdruckskraft und Kritikfähigkeit schätzten sie alle, aber von keinem wurde sie begehrt. Man brauchte sie, um mit ihr über Liebe zu reden, aber ausüben wollte man sie mit ihr nicht.«

Die Finckensteins (1999).

lichen Aussichten verdüstern. Die Welt des Romans besteht aus der Welt de Bruyns, dem Bibliothekswesen, einer Hinterhofwohnung in Mitte und einem östlichen Vorort Berlins.

Da das Buch wenig später auch in der Bunderepublik erschien, stieg de Bruyn in der Wertschätzung derjenigen, auf deren Wohlwollen jeder Autor in der DDR angewiesen war. Die Verlagsleitung des Mitteldeutschen Verlags, die Lektoren, das Ministerium und die Staatssicherheit richteten ihre Antennen neu aus. Das schützte ihn zum einen vor allzu großer Repression, andererseits eröffnete es neue Möglichkeiten der Korruption, die vor allem mit der Anerkennung als Autor und der Möglichkeit ungestört arbeiten zu können zu tun haben. Mit dem Erfolg wuchs auch die Sorge, als jemand zu gelten, der dem System befürwortend gegenübersteht. Als ihn die Stasi zum Spitzel machen wollte, wehrte er das durch Dekonspiration ab. Allerdings begleitete ihn der Geheimdienst weiterhin. Nachdem sein kritisches Potential zum Engagement in der Friedensbewegung führte, wurden Lesungen komplett mit Stasi-Leuten besetzt, um den Autor durch Mißerfolg zu frustrieren. Im Bekanntenkreis wurden Gerüchte gestreut, die geeignet waren, jedes Vertrauen zu zerstören, auch wenn alle wissen konnten, daß dahinter die Stasi steckt. De Bruyn floh vor diesen Zumutungen nicht wie viele Kollegen in den Westen, sondern in die ländliche Mark Brandenburg, die er auf den Spuren Fontanes durchstreifte und wo er sich bald ein Stück Heimat suchte, auf dem er sich vor dem Zugriff des

Staates halbwegs sicher wähnte (was sich bei Einsicht in die Stasiakten als Illusion herausstellen sollte).

Nicht ohne Grund wählte sich Günter de Bruyn seinen Kollegen, den romantischen Dichter Jean Paul zum Thema, der ihm neben Fontane einer der liebsten Autoren überhaupt war. Sein Buch *Das Leben des Jean Paul Friedrich Richter* erschien 1975 fast gleichzeitig in der DDR und der BRD (seit 2013 gibt es eine überarbeitet Ausgabe). Es handelt, so de Bruyn, von »Methoden des Helden, sich in katastrophalen Lagen zu behaupten«. Mit Jean Paul vollführte de Bruyn, was ihm später noch viele Male gelingen sollte: einen im Grunde vergessenen und bestenfalls mißverstandenen Autor wiederzuentdecken. Wenn er das später durchaus auch bei Autoren zweiten Ranges getan hat, deren Bedeutung mehr in der Person als im Werk selbst liegt, hat er immerhin mit Jean Paul seinen eigenen Leitstern wieder zum Leben erweckt. Mit souveräner Stoffbeherrschung und meisterhafter Erzählung gelang es ihm, die Lücke zwischen einem vergessenen Autor und der Gegenwart zu schließen. Das bei Jean Paul »subjektiv Gebotene ist von objektivem Rang«, stellt de Bruyn gegen diejenigen klar, die Jean Paul für seinen Subjektivismus schelten. Daher versteht de Bruyn sein Buch als eine Hinleitung zu Jean Paul, die notwendig sei, weil sich Kunst eben nicht von selbst erschließe, sondern oft vermittelt werden müsse. Nebenbei lernt man aus de Bruyns Jean-Paul-Buch, daß »das Aktuelle doch immer das Sekundäre« sei. Solche Lehren gehören zum leichten Marschgepäck, mit dem man die Zumutungen der Gegenwart überstehen kann.

»Die wiedervereinigte deutsche Hauptstadt wird, so ist anzunehmen, Expansionskräfte entfalten, die um überkommene Siedlungsstrukturen und Landschaften der Mark fürchten lassen. Der Beton von Straßen, Flugplätzen und Siedlungen wird über den märkischen Sand triumphieren, so wie in der ersten Jahrhunderthälfte die Großstadt über das Land siegte. Überall in der Mark berlinert man heute.«

Mein Brandenburg (1993).

Die waren gerade im Fall des Jean Paul nicht unerheblich, hatte de Bruyn doch das Pech, daß mit Wolfgang Harich einer der dogmatischsten Marxisten zu gleicher Zeit an einem Jean-Paul-Buch arbeitete. Das bedeutete für de Bruyn, daß sein Buch unter besonderer Aufmerksamkeit stehen würde, da es ja einen Vergleich provozierte, an dem es sich messen lassen müßte. De Bruyn schildert die unerfreuliche Begegnung mit Harich in seinen Erinnerungen. Wichtiger ist aber, daß sie ihn zu einem seiner vielleicht schönsten Prosa-Stücke animiert hat, den *Märkischen Forschungen* (1977), die mit »Erzählung für Freunde der Literaturgeschichte« untertitelt ist. Darin geht es vordergründig um einen etwas wunderlichen Historiker, der in Konkurrenz zu dem professoralen Leiter eines historischen Instituts derselben fiktiven Figur der Geistesgeschichte auf der Spur ist. Da beide zu anderen Ergebnissen kommen, was dessen politische Haltung betrifft, zieht der leidenschaftliche Feld-, Wald- und Wiesenhistoriker zunächst den kürzeren, gibt sich aber nicht geschlagen, sondern begibt sich weiter auf die Suche nach dem entscheidenden Beweis, der seine Argumentation stützen würde.

»Daß ein Schriftsteller, auch wenn er anders dachte, nur Verordnetes schreiben durfte, schien ihnen selbstverständlich, und ein Wehren dagegen fanden sie unsinnig. […] Solche Gespräche […] waren zwar deprimierend, aber auch nützlich, weil sie die Illusion zerstörten, daß die Artikulierung des eigenen Freiheitsbedürfnisses sozusagen im Auftrag des Volkes geschah. Sie machten auf traurige Weise vernünftig, verwiesen auf enge Zirkel von Gleichgesinnten und letztlich aufs Ich als alleinigen Auftraggeber, dem Selbstherrlichkeit aber fehlte, weil er nur einem Gesetz gehorchte, das, wer immer es auch erlassen hatte, in ihm angelegt war.«

Vierzig Jahre (1996).

Zwischenzeitlich waren die Verhältnisse in der DDR noch einmal hoffnungsloser geworden, als Wolf Biermann ausgebürgert wurde und von einer Tournee im Westen nicht mehr in die DDR zurückkehren durfte. Dagegen sammelte sich Protest, an dem sich auch de Bruyn beteiligte. Nicht, weil er glaubte, daß die DDR-Regierung den Vorgang rückgängig machen würde, sondern weil in diesem Fall Schweigen als Zustimmung ausgelegt worden wäre. De Bruyn war zu diesem Zeitpunkt bereits recht lange mit dem Ehepaar Christa und Gerhard Wolf befreundet, obwohl er anfänglich skeptisch wegen deren idealistischen Sozialismus (beide waren Genossen) gewesen war. Nun machte man gemeinsame Pläne. Wenn die Zeiten schwieriger werden würden, und das wurden sie, würde man eben in ein Fach wechseln, das möglichst wenig Angriffspunkte bieten könnte, die Wiederentdeckung vergessener Dichter der Mark Brandenburg. Daraus wurde der »Märkische Dichtergarten«, in dem Günter de Bruyn zwischen 1980 und 1996 zehn Bände (von 21) herausgab, darunter zu Motte-Fouqué, Schmidt von Werneuchen, E.T.A. Hoffmann und natürlich Fontane.

Gegen die Zensur in der DDR hat Günter de Bruyn als einer der ganz wenigen mehrfach die Stimme erhoben und seine Position, die durch seine Erfolge beim Westpublikum sicherer geworden war, dazu genutzt, die Niedertracht und Kleinlichkeit der zuständigen Stellen zu kritisieren. Solche Debatten waren letztlich aber bloß zum Schein frei, denn der Teilnehmerkreis war handverlesen, und allen war klar, daß da einer seine Einzelmeinung kundtat und nicht die Staatslinie. In solchen abgesteckten Bezirken konnte der Staat schon einmal kulant sein. Allerdings schien die Geduld mit de Bruyn 1984 ein Ende zu haben, als er seinen neuen Roman *Neue Herrlichkeit* vorlegte. Verlag und Ministerium signalisierten, daß es

diesmal nicht zur Veröffentlichung kommen würde, zu sehr zielte das Manuskript auf das Herz der Funktionärskaste, die darin als humorlose Egozentriker charakterisiert wurden, und auf das Selbstverständnis der DDR als Kulturnation, die ihre historischen Landschaften vermüllt und ihre Alten in Heime abschiebt. Das Blatt wendete sich erst, als das Buch im Westen erschien. Dahinter konnte man nicht zurück, gerade weil de Bruyn immer als Aushängeschild für eine liberale DDR gegolten hatte. Und de Bruyn war über diesen Vorgang auch nicht traurig, zeigte er doch aller Welt, wo er stand, sein Mißverhältnis zum Staat wurde offenkundig. Den Schlußpunkt in diesem Verhältnis setzte er, als er Anfang Oktober 1989 den ihm angetragenen Nationalpreis der DDR ablehnte und dabei auf die Unreformierbarkeit der DDR verwies.



Fluchtburg de Bruyns – die ehemalige Schäferei, Görsdorf, Brandenburg.

Daher begrüßte er als einer der wenigen DDR-Intellektuellen die Wiedervereinigung vorbehaltlos. Für die Demonstration auf dem Alexanderplatz, bei der sich die DDR-Elite an die Spitze der Reformbewegung stellen wollte, hatte er kein Verständnis, weil es keinen Sozialismus mit menschlichem Antlitz geben konnte. Auch wenn sich später einige kritische Töne in seine Stellungnahmen zur Gegenwart mischten, blieb die Wiedervereinigung für ihn ein Grund zur Dankbarkeit. In den 1990er Jahren bekam de Bruyn zahlreiche Preise und Würden verliehen und nahm bei solchen Anlässen oft Stellung zu verschiedenen Themen, die teilweise eminent politische waren. Zu den »Jubelschreien«, mit denen er die Einigung begrüßte, gesellten sich »Trauergesänge« über die Aufarbeitung der DDR-Diktatur, die wieder einmal viele ungeschoren davonkommen ließ, während an einer Autorin wie Christa Wolf der Denkmalsturz geprobt werde. Aber de Bruyn drängelte sich auch jetzt nicht ins Rampenlicht, sondern blieb bei dem, was ihn schon einmal rettete, der Geschichte Brandenburg-Preußens. Zunächst aber sorgte er mit seinen autobiographischen Schriften für einige Furore, weil hier recht schonungslos deutsche Geschichte aus einer Perspektive erzählt wurde, die eigene Fehler eingestand und keine Urteile fällte, sondern beschreiben wollte. Dieses Abwägen und die skrupulöse Sorge, jemandem zu nahe treten zu können, machen die beiden Bände zu einem bleibenden Zeugnis eines noblen Geistes und wachen Beobachters.

»Diese nicht weit vom vertrauten Berlin entfernte, aber schwer erreichbare Einöde in einer nicht weniger vertrauten Landschaft konnte ein Asyl für mich werden, ein Exil ohne schwierigen Wechsel, eine Flucht ohne Heimatverlust.«

Abseits (2005).

Interessant ist bei der heutige Lektüre dieser Erinnerungen, aber auch der belletristischen Bücher, die zu DDR-Zeiten erschienen, wie vieles von dem, was als Anpassung, Korrumpierbarkeit und subtile Steuerung geschildert wird, uns auch heute begegnet. Das zwang de Bruyn ab einem bestimmten Moment förmlich dazu, auch einmal ein kritisches Wort über die Gegenwart zu sagen. Von der Euphorie der ersten Jahre, in der er noch die freie Presse lobte, blieb nicht viel übrig. Die schärfsten Worte wählte de Bruyn anläßlich der Dankrede zur Verleihung des Hanns Martin Schleyer-Preises im Mai 2007. Sie dürften als ein erster Hinweis für

jene gegolten haben, die bis dahin meinten, mit der DDR sei auch der kritische Geist Günter de Bruyns gestorben. In seiner abwägenden Art bringt er in dieser Rede wie nebenbei die Phänomene zur Sprache, die er verdächtigt, vor der Öffentlichkeit verborgen bleiben zu sollen. Ob es um Kriminalstatistiken geht, in denen Ausländer nicht vorkommen, ob es die Einschränkung der Forschungsfreiheit durch die Strafbarkeit der Holocaustrelativierung betrifft oder ein staatlich gewolltes Geschichtsbild – de Bruyn wollte all dies jedenfalls zu bedenken geben. Er wollte dabei keiner konkreten politischen Richtung das Wort reden und keinen Unfrieden stiften – aber er wollte, daß wir uns der Probleme bewußt bleiben und die verordneten Ansichten nicht für alternativlos halten. Er beobachtete auch an sich selbst den Zensurdruck im eigenen Kopf, wenn er das Geschriebene unwillkürlich mit der öffentlichen Meinung abzugleichen beginnt.

»Die Leugnung des Holocaust beispielsweise zu einer strafbaren Handlung zu machen, ist vielleicht nötig, um nicht wie 1933 den Feinden der Freiheit die Gelegenheit zu ihrer Vernichtung zu geben, doch sollten wir dabei das Problematische an dieser Maßnahme, daß durch sie nämlich ein Präzedenzfall für Forschungsverbote und für ein staatlich verordnetes Bild der Vergangenheit gegeben wurde, nicht übersehen. Um die Freiheit zu schützen, wird sie so teilweise geopfert.«

»Von erträumter und gelebter Freiheit.« Dankrede zur Verleihung des Preises der Hanns-Martin-Schleyer-Stiftung am 4. Mai 2007 in Stuttgart.

Günter de Bruyn hat sich an diesem Meinungskampf nur selten beteiligt und lieber seinen Anteil an dem erhöht, was ihm die deutsche Kulturnation gewesen ist. In der Geschichtserzählung sah er eine Möglichkeit der Pflege von Tradition und Sprache, die vor allem eines verhindern sollte: daß wir wieder in die Barbarei abgleiten, indem wir die Verbindung der Generationen abreißen lassen. Glücklich war er deshalb, daß »sein« Brandenburg nach den Jahren der Verwüstung und Verwahrlosung wieder ein Gesicht bekam, daß die Städte saniert wurden, und daß sich für einige der unzähligen Herrenhäuser wieder Besitzer fanden, die sie instand setzten. Dieses Gefühl für die geistige und physische Heimat zu stärken, war sein Hauptanliegen in den letzten zwanzig Jahren. Herausragende Beispiele für dieses Bemühen waren – neben kleineren Arbeiten, die einzelnen Personen oder Orten gewidmet waren – seine *Preußische Trilogie* und die zweibändige Geistesgeschichte Preußens der Jahre zwischen 1786 und 1815.

Die Trilogie besteht aus Bänden zu Königin Luise (2000), der preußischen Heiligen, und zur Berliner Macht- und Prachtstraße Unter den Linden (2003). Den eigentlichen Kern bildet aber der Band zu den Finckensteins (1999), einer »Familie im Dienste Preußens«. Diese positive Aufarbeitung der preußischen Geschichte hat einige linke Journalisten schon damals irritiert, die in de Bruyn deshalb einen Reaktionär witterten. Aber auch hier blieb de Bruyn souverän und schilderte aus dem Kontext heraus die bedeutenden Vertreter dieser Familie, deren wichtigster Repräsentant es vermochte, auf seinem Gut in Madlitz einen Musenhof einzurichten. Diese Verbindung zwischen Macht und Geist ist es, die de Bruyn fasziniert und die er sein Leben lang vermissen mußte. Den ganzen Kosmos preußischer Geistigkeit spannt de Bruyn dann in seinen Meisterwerken *Als Poesie gut* (2006) und *Die Zeit der schweren Not* (2010) auf. Dies betrifft nicht nur den großen Zeithorizont, sondern auch die Fülle an Einzelschicksalen, die in Berlin und Preußen zusammenkommen und deren sich kreuzende Lebenswege de Bruyn so darzustellen versteht, daß daraus ein Panorama wird. Nicht zuletzt der Ruhm, den sich de Bruyn mit seinen Büchern zur preußischen Geschichte erworben hat, sorgte dafür, daß man ihn und sein Werk mittlerweile in einem Atemzug mit dem großen Vorbild Fontane nennt.

Den eigentlichen de Bruyn fand man aber zu keiner Zeit auf der großen Bühne, sondern im Abseits. 2005 hat er unter diesem Titel ein eigenes Buch veröffentlicht, in dem er den Ort und die Umgebung beschreibt, in der er seine zurückgezogene Existenz geführt hat. Es handelt sich um einen kleinen Ort bei Beeskow, in dessen Nähe Günter de Bruyn bei seinen Streifzügen durch die Mark auf ein verlassenes Bauernhaus gestoßen war. Abseits der großen Straßen und ohne Strom und fließend Wasser, daher günstig zu haben. De Bruyn hat es 1968 gekauft und nach einiges Jahren soweit hergerichtet, daß er dort leben konnte, auch wenn er noch lange eine Wohnung in Berlin unterhielt. Dieser Rückzug war zu DDR-Zeiten eine Vergewisserung, daß es ein richtiges Leben im falschen geben konnte. Das bedeutete ins Exil zu gehen, ohne das Land verlassen zu müssen, an das er gebunden war. Aber auch nach der Wende ist er diesem Ort treu geblieben, hat sogar irgendwann die Berliner Wohnung aufgegeben. Sein letztes Buch dürfte ihm gezeigt haben, daß es auch heute der Kühnheit bedarf, um gegen die Mehrheitsmeinung anzuschreiben oder sich von ihr nicht die Feder führen zu lassen. Der Fall Monika Maron, die der Verlag, der auch das Werk de Bruyns betreut, vor die Tür setzte, wirkt da wie ein Hinweis auf das, was ihm erspart geblieben ist. ■

Literaturhinweise:

Günter de Bruyn: *Lesefreuden: Über Bücher und Menschen,* Frankfurt a.M. 1986;

Ders.: *Mein Brandenburg.* Fotos von Barbara Klemm, Frankfurt a.M. 1993;

Ders.: *Deutsche Zustände. Über Erinnerungen und Tatsachen, Heimat und Literatur.* Fotos von Barbara Klemm, Frankfurt a.M. 1999;

Ders.: *Unzeitgemäßes. Betrachtungen über Vergangenheit und Gegenwart,* Frankfurt a.M. 2001;

Lothar Jordan (Hrsg.): *»Und doch gleicht keines der Dörfer dem anderen«. 80 Seiten von und zu Günter de Bruyn,* Frankfurt (Oder) 2006;

Ders. (Hrsg.): *Geschichte und Landschaft. Beiträge zu Günter de Bruyn,* Würzburg 2009.

Wiederbelastung

von Götz Kubitschek

»Sehnt ihr euch nicht manchmal auch nach wilderem Denken? Nach Ideen ohne feste Ordnung, Utopien ohne berechenbaren Sinn, nach Ecken und Kanten, an denen ihr euch stoßen könnt? Schämt ihr euch nicht, keine Antwort zu haben auf die Frage ›Was für eine Meinung vertrittst du, die nicht auch die Mehrheit teilt?‹ … Ich will Mut zum Zusammenhang, zur ganzen Erzählung. Die Sprengköpfe der Dekonstruktion haben wir lange genug bewundert, jetzt ist wieder Zeit für ein paar große Architekten.«

Diese Sätze stammen aus dem vieldiskutierten Buch *Sieben Nächte,* das der damals neunundzwanzigjährige Publizist Simon Strauß im Sommer 2017 vorlegte. Strauß (sein Vater ist der Schriftsteller Botho Strauß) schildert auf knappen hundertvierzig Seiten den Versuch, dem sein Leben prägenden Unernst durch Selbstaussetzung ein Ende zu bereiten, die postmoderne Beliebigkeit zu unterlaufen und dem Einmünden in ein vorhersehbares Leben, in ein von Ordnung geprägtes, eingeordnetes Leben in einem geordneten Staat doch noch so etwas wie Bedeutsamkeit und Überraschung entgegenzustellen. Selbstaussetzung (dieses Wort kommt bei Strauß nicht vor) meint: Weil es in meinem Leben bisher keine von außen zusetzende, gefährdende, harte Herausforderung gab, muß ich sie selbst inszenieren, sie vor mich hinstellen, auf sie auflaufen, aufprallen – und an dieser Nicht-Notwendigkeit zu reifen versuchen, indem ich sie für die Dauer dieses Zustands zur Notwendigkeit erkläre und mich in eine Stimmung der Bewährung und der Bedeutung hineinsteigere.

»Ich sehne mich nach Streit. Nach Gesinnungsfronten in Fragen der Moral, nach zornigen Gegensätzen in politischer Anschauung. Damit der Sprung in die Schützengräben des Geistes wieder lohnt, man sich mit scharfer Argumentation wappnen muss gegen den Angriff der anderen Überzeugung. Dass es wieder um etwas geht in den Gesprächen über Politik.«

Simon Strauß: »Ich sehne mich nach Streit«, in: *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung* vom 14. Dezember 2014.

Strauß beschreibt sich im Vorspann als ehrgeizigen, von Hause aus mit Vorschußlorbeer und dem nötigen Kleingeld ausgestatteten jungen Mann, als Begabten, der schon immer zu Kreisen gehört und Kreise mitgestaltet hat, aus denen heraus sich die Verlage und Redaktionen, die Kulturszene und das Feuilleton der Großstadt ihren Nachwuchs angeln. Vorgebahnte Wege, aufgespannte Rahmen, hingestellte Leitern – sichtbar seit Jahren, man ging trotz aller größeren, wilderen Pläne stracks darauf zu, und nun, vielleicht nach einem letzten Abschluß, kurz vor einem ersten großen Angebot, einer ins Berufsleben einmündenden Entscheidung soll noch einmal »etwas gewagt werden«.

Wir erfahren, daß ein älterer Bekannter die Straußsche Sehnsucht nach Bewegung, innerem Aufstand, nach Experiment erkannt und ihm vorgeschlagen habe, in sieben Nächten die sieben Todsünden zu durchleben und noch vor dem Morgengrauen jeweils sieben Seiten über das Erlebte zu schreiben: über Hochmut und Völlerei, Faulheit und Habgier, über Neid, Wollust und Zorn. Jedoch: Die vermeintlich großen Bilder sind schlechte Kopien, Strauß weiß das. Die Versuchsanordnungen, in die er sich versetzt sieht, sind zahnlos und zahm – zaghafte Schrittchen ins Gewagte, Verruchte, Ausgelassene, in die Herausforderung, die Gefühlsaufwallung, ins Selbstherrliche, Selbstermächtigende oder wenigstens zutiefst Lebendige.

Nichts an und in diesen sieben Nächten ist so gewagt oder verwegen, so gefährlich oder jenseits der Grenze, daß es auch nur einen Ansatz von

lebensverändernder Wucht zuließe. Strauß spürt den Mangel an Bewährung, aber er hilft ihm nicht ab. Er hält das, was hereinbrechen könnte, auf Distanz, indem er es beschreibt, und während er schreibt, sucht er nach dem Gefühl und dem Erleben, dessen Ausbreitung und Machtergreifung er in den Stunden zuvor verhinderte. Das alles ist ja zeitlich begrenzt, ist gehegt, laborhaft, wie eine Art Sport arrangiert. Und weil *Sieben Nächte* ein ehrliches Buch ist, zerplatzt in der letzten Nacht, der Nacht des Zorns, des Jähzorns, alle Illusion: Der Ich-Erzähler fährt mit einem seiner engen Freunde, dem engsten Freund wohl, durch die Stadt – der Freund steuert, lässig, abgeklärt, ins Business einsteigend, die langen Jahre des gemeinsamen Ausprobierens und Mehr-Wollens ironisch und ein letztes Mal kommentierend. Die Lebensphase, die Jahre der großen Entwürfe und der Träume vom besonderen Leben: Das alles wird als »Phase« abgestreift. Im Ich-Erzähler wallt es – vor Zorn und Scham: »Und irgendwann kommen wir auf das Ganze zu sprechen. Und er macht plötzlich eine abfällige Bemerkung über meine Versuche, das Ungenügen in Worte zu fassen, sagt in etwa: ›Immer nur Revolution – du wiederholst dich, und es hat keine Folgen, du mußt dich mehr reinknien, sonst wird nichts daraus.‹ Er sagt das mit einer solchen Abgeklärtheit, mit so viel Gift, dass ich am liebsten den Scheibenwischer von der Windschutzscheibe reißen und ihm in den Hals stecken würde.«

Woher rührt die Verletzung? »Das Wichtigste war ja stets gewesen, daß wir uns schützend vor das Pathos des anderen stellten.« Das heißt nichts anderes als: Wer als erster begreift, daß die Pose, vom Vorgebahnten abzubiegen, irgendwann albern würde, verletzt denjenigen tief, der die Illusion noch aufrechthält. Denn: »Vielleicht hat er ja doch recht. Vielleicht ist Träumen irgendwann nicht mehr genug.« Ja, ganz sicher ist das irgendwann nicht mehr genug. Aber wer dann der erste ist, der diesen romantischsten aller Zustände albern nennt, führt den Dolch.

»Ratschlag: Die Lektüre auf Seite 129 abbrechen. Auf den letzten Seiten kommt Freund ›T.‹ zu Wort, der S. mit warmen Worten dazu gratuliert, ›die Reifeprüfung‹ bestanden zu haben. Das ist unerquicklicher Firmbischofston. Für S. stellt ›das dreißigste Jahr‹ eine Pforte dar. Man kennt das, nicht zuletzt von Ingeborg Bachmanns gleichnamigem Erzählband, wo ebenfalls die Frage nach der Anpassungsfähigkeit und dem ›Mitkreisen in geordneten Bahnen‹ zur Disposition stand. Man darf gespannt sein (man ahnt's), wohin es Simon Strauß dann verschlagen haben wird.«

Ellen Kositza: Rezension zu *Sieben Nächte*, aus *Sezession 80*, Oktober 2017.

⋄⋄⋄

Selbstaussetzung und Selbsterregung, Kreisbildung und Lockruf: Dieses Konzept ist alt und erprobt und stand aufgrund seiner Unberechenbarkeit schon immer unter dem Verdacht der Verantwortungslosigkeit. Die Romantik hat es unter dem Begriff der Poetisierung, der Wiederverzauberung der Welt gegenaufklärerisch entwickelt. Sie ummantelte sozusagen die nackte Vernunft, deren Wirkung sie mit Disziplin, Ausrechnung und Langeweile beschrieb und zurückwies. Die Romantiker brachten Schatten und Dunkel, Geheimnis und Risiko, Traum und Sehnsucht, Utopie und Verschwendung in die ausgeleuchteten und aufgeräumten Zimmer. Sie sprachen vom Ich und seiner Befähigung, ja seiner Pflicht zur Selbstaussetzung, Selbsterregung, Selbstversuchung. Neben die Vernunft, den *logos,* auf den sie natürlich nicht verzichten wollten, den sie also nicht verwarfen, aber in seiner Übertriebenheit und Ausschließlichkeit ablehnten, stellten sie *eros* und *thymos,* Liebe und Kraft, Leidenschaft und Zorn.

Von der Romantik schlängelt sich eine Traditionslinie auf die Jugendbewegung zu. Gründung und Aufstieg des Wandervogels liegen in der Hoch- und Blütezeit des Zweiten deutschen Reiches, diesem durchorganisierten, durchgeplanten, modernen und über die Maßen effektiven Staatsgebilde, in dem leben und arbeiten zu dürfen tatsächlich bedeutete, daß es sich Jahr für Jahr komfortabler anließ – wenn man sich nur an- und einpaßte und die Staatsordnung als die gedeihliche begriff. Das Vorgebahnte, das Erprobte, das Bewährte; das Abgefederte, Sichere, Bürgerliche – das Spießbürgerliche: Der Wandervogel, 1896 gegründet und am Vorabend des Ersten Weltkriegs längst zu einer weit ausgreifenden Bewegung geworden, rekrutierte seine Anhänger und Ausgestalter aus jenen Schichten und Milieus, denen anzugehören bedeutete, daß es allzuviel Risiko nicht mehr gäbe, wenn man sich an die Dienstpläne von Militär, Verein, Vater, Gott und Kaiser hielt.

Man kann den Vorkriegswandervogel als Aufstand gegen die Langeweile beschreiben. Die Selbstaussetzung wurde wörtlich genommen und umgesetzt: Sich auf das Notwendigste zu beschränken, auf »Fahrt« zu gehen und den Komfort als unnatürlich und das Wahre verdeckend zurückzuweisen – das war das Programm aller Gruppen, aller Ab- und Aufspaltungen dieses schillernden Gebildes. Aber auch hier: eine Lebensphase.

Von vornherein und ungeschrieben galt, daß man keine von Erwachsenen organisierte Jugendpflege wünsche, sondern selbsterringende, selbstbestimmte Jahre oder besser: Wochen und Wochenenden innerhalb dieser Jahre, die ja doch meistenteils aus Schulpflicht und außerschulischem Bildungsprogramm bestanden. Daneben aber, in den freien Tagen und den Ferien, wurde ein Jugendreich aufgespannt, in dem man erlebte und selbstgewählt erlitt, was die Stundenpläne nicht vorsahen.

»Mögen wir niemals so alt werden, daß wir das rechte Lachen verlieren über die Taten derer, die plötzlich als Taugenichtse auf und davon gingen, weil ihnen die Bücher den Kopf verdrehten. Mögen wir im Gegenteil immer bei denen sein, die eines Morgens ausziehen, fest in den Steigbügeln und mitten in die Sonne hinein, mit dem festen Glauben an sich und die Schatzkammern der Welt.«

Ernst Jünger: *Das abenteuerliche Herz. Aufzeichnungen bei Tag und Nacht.* Berlin 1929.

Nach dem Ersten Weltkrieg wurde daraus ein Programm, eine gegen die alte Ordnung gerichtete, in Aufrufen und Grundsatzschriften formulierte Abwendung. Die nun straffer organisierten Bündischen sahen sich im Recht, weil es dem bürgerlichen und (aus der Sicht eines Wandervogels) dekadenten Staat nicht gelungen war, das Gemetzel des Maschinenkriegs entweder zu vermeiden oder aus ihm eine heroische, nicht in den Bürgerstaat zurücksinkende Konsequenz zu ziehen. Es gab also keinen Grund, die »alte Ordnung« weitermachen zu lassen, als sei nichts geschehen. Und mehr: Wache Köpfe ahnten längst, wohin Maschine, Fortschritt, Komfort, Vernutzung, Optimierung und Massenformierung führen würden. Ihnen graute vor der technischen und historischen Überraschungslosigkeit, und dieses Grauen weckte einen starken Impuls gegen ein Dasein als Rädchen im Getriebe und gegen ein Schicksal als das vom Einen unter vielen, dem auf diese Weise seine Besonderheit und seine Bedeutung geraubt würden. Wenn nämlich diese Bedeutung innerweltlich gestiftet werden sollte, dann war nichts diesem Vorhaben abträglicher als die Einebnung aller Wucht und Probe.

◈◈◈

Die Grundströmung der innerweltlichen Bedeutungsfindung, mit der wir es seit der Aufklärung zu tun haben, bezeichnet der Kulturphilosoph Peter Sloterdijk als »Apokalypse des Realen«. Mit der Infragestellung Gottes, mit der rationalen Ungläubigkeit begann die Suche nach einer Realtranszendenz, also nach einer Erlösungserzählung, die nicht mehr von oben gestiftet, sondern aus den Wirkungskräften der Geschichte oder der menschlichen Natur abgeleitet werden mußte. Wo es keine göttliche Wahrheit mehr gibt, wird die Wirklichkeit zum Träger und »Verwirklicher« der Wahrheit. Das bedeutet für die Lebensdynamik: Die Sicherheit und Schicksalsergebenheit, die der in das Weltenrad oder den Heilsplan Eingebettete hat, diese unentrinnbar große Erzählung, wird abgelöst von einer Sinn-Unsicherheit. Wo wäre Halt, da sich Gottes Hand entzog? Aus dieser Unruhe läßt sich ein neuer Lebenszugriff ableiten: Wir sind nicht mehr aufgehoben, wir ruhen nicht mehr in einer großen Ordnung, wir müssen vielmehr etwas tun, und zwar sofort, müssen auf die Suche und ans Werk gehen und wollen, was uns am Ende zu sagen erlauben wird: Wir waren dabei, als eine große, wiederum schicksalhafte Ordnung errichtet wurde. Wir haben große Politik gemacht und ohne zu zögern unsere Existenz daran geknüpft.

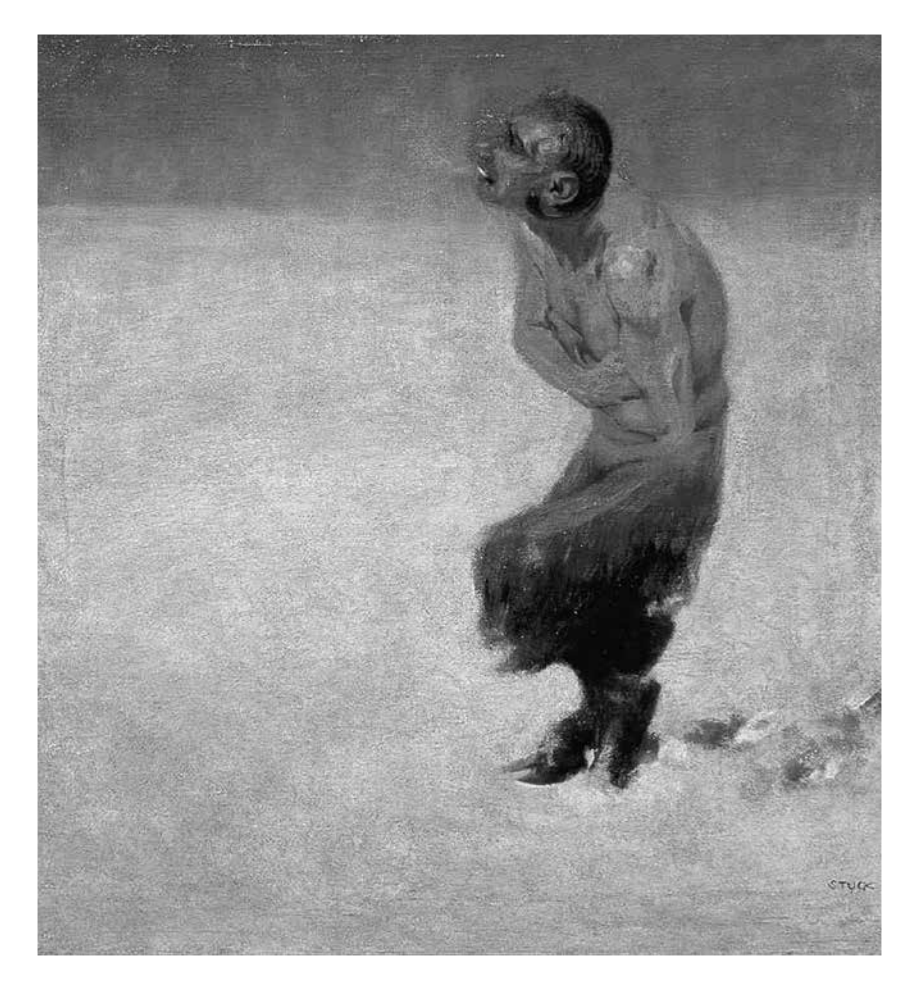
Sloterdijk faßte diese Ausgangssituation in einem Text über »Heideggers Politik« mit den Vokabeln »Ratlosigkeit und Rastlosigkeit« zusammen. Er begründet darin Heideggers kurzzeitige Beteiligung am nationalsozialistischen Aufmarsch mit einer Art ichbezogener Aufwallung: Wir hätten es im Grunde nur mit einem Fluchtversuch aus einer unspektakulären, lebenslangen und lebenslangweiligen Einordnung zu tun. Dies nun wäre, bliebe es beim Ich, kein besonders bemerkenswerter Vorgang: Jeder Künstler, jeder, der sich berufen dazu sieht, aber auch jeder Wichtigtuer versucht ja, aus sich selbst den besonderen Typ zu machen, also die Spanne bis zum Tod bestmöglich auf tiefes Pflügen und unverkennbare Spur hin zu nutzen.

Bloß: Heidegger ging, sich als sinnstiftender Philosoph begreifend, über das Ich hinaus zum Wir. Seine maßgebliche Arbeit in den zwanziger und frühen dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts habe, so Sloterdijk, darin bestanden, die »existentielle Temporalität des Ichs« (also seinen Auftrag bis zum Tod) mit der »seinsmäßigen Temporalität des Kollektivs« (also sein weltformendes Werk) in eine notwendige, mobilisierende Beziehung zu setzen. Sloterdijk sieht in dieser Verknüpfungsleistung die eigentliche »Politik« Heideggers. Aufladungsdenken also, oder, mit dem Untertitel des Sloterdijk-Textes gesagt: »das Ende der Geschichte vertagen«.

Bedeutungsaufladung durch Brückenschlag vom Ich zum Wir: Man wird sich, auf diese Weise beauftragt, nicht mit einem Abarbeiten abgeben,

nicht mit einer Einordnung der Lebensleistung in einen Staat. Man wird vielmehr in der Überzeugung leben und ans Werk gehen, daß es einen an der Zeit, an den Umständen ablesbaren Auftrag gebe, den zu begreifen und zu schultern die epochale Aufgabe der jeweiligen Generation sei und den an sich selbst exemplarisch zu erproben und als Auftrag zu formulieren die wesentliche Aufgabe der wachsten (und damit wichtigsten) Köpfe der Zeit sein müsse – zu denen man zweifellos gehöre.

Nun mußte man nicht Heidegger sein und über die Seinsgeschichte nachdenken, um im Jahre 1925 oder 1930 am eigenen Leib zu spüren und mit einem Blick zu erfassen, daß sich das Kollektiv, also das deutsche Volk, dringend würde mobil machen müssen: nach außen gegen das Versailler Diktat, für die Revanche und gegen die bolschewistische Gefahr; nach innen gegen die Verelendung, für stabile Verhältnisse und gegen die dem Ernst der Lage nicht angemessene demokratische Hilflosigkeit.



Franz von Stuck: Verirrung, 1891

Das bedeutet: Natürlich waren auch ohne Heideggers Nachdenken längst politische Bewegungen dabei, ihre je eigene, mobilisierende Lageauffassung und Stimmung als die angemessene und rettende herauszustellen, nachzuschärfen und durchzusetzen. Im liberalen Ansatz sahen diese Bewegungen keine Lösung, eher mehr Verwirrung, jedenfalls nichts Sinnstiftendes und vor allem nichts Mobilisierendes, keine große, formgebende Idee. Das Frappierende ist nun, daß Heidegger erst sehr spät begriff, wie wenig die Zielrichtung der nationalsozialistischen Mobilmachung mit dem zu tun hatte, was ihm vorschwebte. Ernst Jünger etwa, der viel stärker lagebezogen den neuen Typ der Weltermächtigung beschrieb, sah auf realpolitischer Ebene früher und klarer, wohin unter Hitler die Fahrt gehen würde. Heidegger hingegen hatte den Dreck nicht kennengelernt und schwebte. Aber auch er setzte dann, und zwar bereits 1935, hart auf dem Boden auf und sah, daß seine seinsgeschichtlich aufgeladene Erwartung an den neuen Staat trog. Aber zunächst war er dabei.

Sloterdijks These lautet, daß Heidegger darum bemüht war, den Folgen seiner Entdeckung vom »Ende der Geschichte« auszuweichen, also: der Bedeutungslosigkeit, der Spannungslosigkeit und damit der Langeweile zu

entkommen. Die Grundfrage dahinter: War es das? Werden wir nun alle unterworfen, und zwar nicht von Reiterheeren aus dem Osten, sondern von einem Vielzuviel auf drei Ebenen: Masse Mensch, entfesselte Energie, überraschungslose Bürokratie? Kommt da noch etwas, das jenseits von Produktion und Konsum, Organisation und Verbesserung, Fortschritt und Entlastung sinnstiftend wäre?

Was Heidegger nur ahnen konnte, weiß Sloterdijk: In den letzten sieben, acht Jahrzehnten ist es der Masse unserer Hemisphäre ermöglicht worden, eine Anspruchshaltung einzunehmen, die keinen Aufschub mehr hinzunehmen bereit ist, auf nichts mehr warten will und das dringende Bedürfnis hat, niemandem mehr zu Dank verpflichtet zu sein: »Zu realen und pragmatisch Letzten werden Individuen in der Konsum- und Erwerbsgesellschaft von dem Augenblick an, in welchem sie in die Daseinsweise von herkunftsschwachen und nachkommenslosen Selbstverzehrern einwilligen.«

Heidegger (und mit ihm etliche andere Denker, Intellektuelle, Künstler) wollte nicht in die Daseinsweise herkunftsschwacher und auftragsloser Selbstverzehrer einwilligen. Gegen die Entlastung des Einzelnen durch Infragestellung des historischen Gewichts und der Erlaubnis, zum Hausschwein zu werden, stellte er die Forderung nach Wiederbelastung. Was nun geschah, kann im Nachgang nur als Mißverständnis oder Verzweiflungsakt beschrieben werden – oder als Rausch.

»Die anonyme Kommune der wahrhaft zutiefst Gelangweilten bildet die Urform eines Kollektivs, das sich kurz darauf für einen Moment unter dem historischen namen ›Nationalsozialismus‹ kondensiert. Wie nicht anders zu erwarten, löst sich dieses Kondensat relativ schnell auf.«

Peter Sloterdijk: »Heideggers Politik«, in: *Was geschah im 20. Jahrhundert?,* Berlin 2016.

Heidegger vermutete im Nationalsozialismus jenes authentische Kollektiv, das dem Ende der Geschichte, dem Bedeutungsverlust des Einzelnen, der impotenten Existenz der Konsumenten ein Ende zu bereiten in der Lage sei. Nationalsozialismus, Faschismus als seinsgeschichtlicher Ausdruck, als neue Bewußtseinsstufe, als neue, sogar heroische Verbindlichkeit, Wiederbelastung, Aufladung – und er selbst einer der Deuter, einer derjenigen, die als Thymostrainer am Ufer des reißenden Flusses stehend das Volk bei seinen Schwimmübungen anleiten würden.

⬦⬦⬦

An Heidegger können wir den Versuch studieren, dem Bedeutungsverlust durch Wiederbelastung und geschichtliche Aufladung zu entkommen. Der Antrieb ist ein nicht entwirrbares Geflecht aus Verantwortungsbewußtsein für die Landsleute und der großen Angst vor der eigenen Bedeutungslosigkeit, vor der Versumpfung an sich und eine Art Selbstekel, auch zu den Langweilern zu gehören. Dies nun verkoppelt mit der Vorstellung, wenigstens aus einem Volk, dem deutschen Volk, eines formen zu helfen, das nicht versumpfen würde — was für ein Irrtum!

Was nämlich in der Vorstellung Heideggers ein historisch hochgestimmter Ausbruch aus dem bequemen Leben sein sollte, war letztlich die Außensicherung der Weltvernutzung durch ein besonders begabtes Volk mit den brutalsten Mitteln. Die Enttäuschung und Ernüchterung, später: das Entsetzen darüber, daß hier nicht der neue geschichtliche Typ vorgeschickt worden war, sondern bloß der Bewohner des am besten organisierten und aggressiv abgesicherten Weltvernutzungsabschnitts, setzte bei Heidegger 1935 ein. Den weiteren Verlauf kennen wir, und wir haben uns dabei das Rückgrat gebrochen.

⬦⬦⬦

Schlagen wir den Bogen zurück zu Simon Strauß und seinem *Sieben Nächte:* Er ist vor dem Hintergrund der Wucht, mit der Heidegger und andere seines Kalibers Stimmungsaufladung betrieben und Hoffnungen auf Wiederbelastungen setzten, tatsächlich jemand, der »aus der Geschichte gelernt hat«. Er stellt ja sein Einmündenmüssen in eine BRD-Karriere überhaupt nicht in Frage – bloß hinauszögern will er es noch ein wenig. Das ist die Botschaft, und der Zielpunkt ist postheroische Beruhigung oder »Kristallisation«, wie Gehlen es ausdrückte, jedenfalls: Zufriedenheit. Ein bißchen Konsensstörung, ein bißchen innerer Aufstand, ein bißchen Provokationsprofil – mehr soll und darf nicht mehr gewollt werden, denn alles, was darüber hinaus reicht und zu Kollektivaufladungen führt, die das Ende der Geschichte vertagen wollen, wäre verantwortungslos. – Die Frage, die sich daraus ergibt, ist wie ein schriller Ton. ■

Autoren dieses Heftes

Benedikt Kaiser, 1987, studierte Politikwissenschaft mit europaspezifischer Ausrichtung in Chemnitz. Er arbeitet beim Verlag Antaios.
Solidarischer Patriotismus. Die soziale Frage von rechts, Schnellroda 2020

Ellen Kositza, 1973, arbeitet als Redakteurin der *Sezession* und als freie Publizistin. Sie erhielt 2008 den Gerhard-Löwenthal-Preis für Journalisten.
Vorlesen, Schnellroda 2019
Das Buch im Haus nebenan (Hrsg. mit Götz Kubitschek), Schnellroda 2020

Götz Kubitschek, 1970, gründete und führt den Verlag Antaios und ist verantwortlicher Redakteur der *Sezession.*
Lagedenken. 20 Jahre Institut für Staatspolitik.
(Hrsg. mit Erik Lehnert) Schnellroda 2020
Hin und wieder zurück. 2017–2020, Schnellroda 2020

Dr. Erik Lehnert, 1975, ist promovierter Philosoph und arbeitet als Geschäftsführer des Instituts für Staatspolitik (IfS).
Das andere Deutschland. Neun Typen, Schnellroda 2017
Lagedenken. 20 Jahre Institut für Staatspolitik.
(Hrsg. mit Götz Kubitschek) Schnellroda 2020

Martin Lichtmesz, 1976, ist freier Journalist.
Ethnopluralismus. Kritik und Verteidigung, Schnellroda 2020

Sophie Liebnitz ist das Pseudonym einer habilitierten Kulturwissenschaftlerin, die unter diesem Namen für den Verlag Antaios und die Zeitschrift *Sezession* schreibt.
Antiordnung, Schnellroda 2020

Jonas Schick, 1989, studierte Politikwissenschaft, Soziologie und Sozialforschung in Mannheim und Bremen. Er arbeitet als freier Publizist und ist Herausgeber der Zeitschrift *Die Kehre.*

Jörg Seidel, 1965, Studium Lehramt Geschichte/Deutsch. Studium Philosophie, Neuere deutsche Literaturwissenschaft, Psychologie. Unabhängiger Autor, Übersetzer und Blogger (unter »Seidwalk«).

Martin Sellner, 1989, studiert in Wien Philosophie und Rechtswissenschaften. Als Kopf der deutschsprachigen Identitären und patriotischer »Influencer« wird er politisch weltweit beachtet.
Identitär! Geschichte eines Aufbruchs, Schnellroda 2017

Dr. Caroline Sommerfeld, 1975, ist promovierte Philosophin und Mutter dreier Söhne.
Selbstrettung. Unsere Siebensachen, Schnellroda 2020

Oswald Spengler, 1880–1936, war einer der wichtigsten Geschichtsdenker des 20. Jahrhunderts. Wo immer über den »Kampf der Kulturen«, »Standhalten« oder das »Ende der Geschichte« diskutiert wird, steht seine Gestalt im Hintergrund, mal mehr, mal weniger deutlich sichtbar.

Guillaume Travers, 1988, ist Lehrer für Wirtschaft an einer Handelshochschule und Journalist des französischen Magazins *éléments.* Er ist Dozent für das »Institut Iliade« in Paris, das den Reichtum des gemeinsamen europäischen Kulturgutes herausarbeiten möchte.
Économie médiévale et société féodale. Un temps de renouveau pour l'Europe, La Plaine Saint-Denis 2020



Flucht nach vorn

von Martin Sellner

In Götz Kubitscheks Buch *Provokation,* das für viele meiner Generation eine wichtige Lektüre war, findet sich eine einprägsame Metapher. Die Rede ist von der »Rolle des erfolglosen Belagerers.« Kubitschek führte sie in einem Vortrag folgendermaßen aus: »Man kann in der Rolle des erfolglosen Belagerers heimisch werden, und ich möchte sagen: Diese Rolle ernährt seltsamerweise ihren Mann, und das ist verlockend und hat furchtbare Konsequenzen (…)«. Sich in einer rentablen Protestsimulation einzurichten und an der imaginierten Front primär die Nachschublieferungen zu verwalten ist tatsächlich die denkbar ärgste Verfallsform des Widerstands. Auch Rolf Peter Sieferle beschreibt in seinem *Epochenwechsel* (zu dem gerade ein digitaler Lesekreis stattfindet) eine ähnliche Dynamik. Laut ihm weist die »systemische Gesellschaft« eine absolute Revolutionstoleranz auf, die jeden aktiven Widerstand gegen sie zur eigenen Stabilisierung nutzt. Die »vitalen Rebellionen« werden nach Sieferle zu machtlosen, maximal störenden Gesten des Widerstands. Es geht nur darum, einen Zipfel an Aufmerksamkeit zu erhalten, die einem die eigene Existenz bestätigt. Tatsächlich stabilisiert dieser ziellose Pseudo-Widerstand – ob in Form des ohnmächtigen Terrors oder des folgenlosen Protests – die systemische Welt gerade durch seinen scheinbaren Störfaktor. Sieferle: »Ihr Wunsch, die Systeme zu verflüssigen, schlägt in sein Gegenteil um. Den Systemen werden neue Ebenen eingezogen, ihre Komplexität wird gesteigert, was ihnen eine Zähigkeit verleiht, welche weit über das hinausgeht, was zuvor der Fall war.«

Tatsächlich müssen wir eine beeindruckende Fähigkeit des westlich-liberalen Wohlfahrtsstaates zur Einbindung, Kommerzialisierung und Nutzbarmachung extremistischer Bewegungen feststellen. Während die fragile DDR jede Form einer offenen Rebellion (von Rockern, über Hippies bis zu Skinheads) unterdrücken mußte, konnte es sich die BRD »leisten«, all diesen Gruppen einen unterschiedlich großen Spielraum zu gewähren. Der westliche Liberalismus duldete mit mütterlicher Langmut die extremistischen Bocksprünge politischer und kultureller Randgruppen. Am Ende wurden sie gar zu Garanten und Beweismaterial seiner »Buntheit«. Jede westliche Großstadt, die etwas auf sich hält, »leistet« sich heute ein linkes Hausprojekt wie ein feudaler Schloßherr eine Schmuck-Eremitage. Das Erfolgsrezept der systemischen »Antifragilität« lautet: maximale Duldung durch ideologische Indifferenz bei gleichzeitig maximaler Wohlstandssteigerung, Vermarktung und Kommerzialisierung. Diese Strategie rottete rebellische Ideologien gründlicher aus als die offene Repression des Kommunismus. Die Binsenweisheit, daß die postsowjetischen Länder viel patriotischer, konservativer und religiöser sind als der liberale Westen, beruht auf deren Fragilität und dem damit verbundenen offenen Totalitarismus.

Nehmen wir Kubitscheks Metapher beim Wort und überlegen uns, welchen Nutzen ein militärisch harmloses, feindliches Feldlager vor der

Stadt für deren Herrscher haben könnte. Die nackte Präsenz des Feindes »ante Portas« wäre der Grund dafür, die Stadt im ständigen Belagerungszustand zu halten. Sie wäre die Rechtfertigung für die innere Überwachung, ebenso für den Erhalt des äußeren Schutzwalls. Rasch wird uns klar, was diese metaphorische Ebene in der Realität bedeutet könnte. Die hysterisch übertriebene »Gefahr« von Rechts, der »brown scare«, dient der »Friedensvolksgemeinschaft gegen Rechts« als ideologischer Kitt. Die Bewältigungsindustrie braucht die »rechtsextremen Belagerer« als Anschauungsmaterial. Das Parteienkartell nutzt sie als Abschreckungsobjekte. Gerade da, wo Rechte sich über unverhältnismäßiges Medienecho für kleine Aktionen freuen, sind sie womöglich Opfer dieser Dynamik. Sie werden in einem durch und durch überwachten »Szenetierpark« vom ideologischen Staatsapparat als politische Nutztiere gehalten. In ritualisierten, periodisch wiederkehrenden »Schlägen gegen die rechte Szene« wird ein unglückliches Opfer aus dem Gehege gezogen und öffentlichkeitswirksam hingerichtet, um als Sündenbock für die Erbschuld der ganzen Gesellschaft zu büßen. Die Rolle als erfolgloser Belagerer ist im schlimmsten Fall zu einem unfreiwillig systemstabilisierenden Bestandteil der linken Medienrituale geworden.

Eine ganze Reihe an rechten Denkern (von Nils Wegner über Caroline Sommerfeld und Rod Dreher bis zu David Engels) empfehlen daher, die Füße still zu halten. Ihr strategischer Minimalkonsens läßt sich folgendermaßen zusammenfassen: Im Rahmen des Bestehenden ist es absolut unmöglich, aktivistisch Wesentliches zu verändern. Im Gegenteil: Offene Widerstandsakte liefern dem System den lebensnotwendigen Feind. Sie machen das eigene Potential sichtbar und setzen es der Repression aus. Stattdessen sei möglichst schonender, latenter Aufbau von nachhaltigen Strukturen das Gebot der Stunde. Die eigene Position soll materiell untermauert und ideologisch verfeinert werden, um die derzeitige Phase zu »überwintern«. Indem man nicht mehr mitspielt, wirkt man destabilisierend und erhält die eigene Identität für eine Zeit danach.

Diese Haltung ist auf mehreren Ebenen zu kritisieren. Die These der Antifragilität und die Klage über die komplexe moderne »Gesellschaft des Spektakels«, die in einem Netz aus »Simulacra und Simulation« eine klassische kommunistische Revolution unmöglich mache, ist eine ganz spezifische Erfahrung des westlichen Marxismus. Sie ist auch Folge des realpolitischen Scheiterns im Augenblick maximaler metapolitischer Macht. Die Linken hatten 1968 ihre Chance. Die Universitäten und die gesamte Jugendszene waren ideologisiert und so radikal, daß sich in ihnen sogar ein hochfunktionales Terrornetzwerk etablieren konnte. Das Ergebnis der revolutionären Mobilisierung war am Ende nicht viel mehr als der hedonistische Kulturbruch hin zum »dionysischen Individuum«, wie Sieferle beschreibt.

Das Erbe von SDS, RAF und APO sind breite »Bündnisse gegen Rechts«, staatlich subventionierte »autonome« Jugendzentren und von Coca Cola finanzierte Konzerte. Diese Verschmelzung der Linken mit dem Gestell ist kein zufälliges Scheitern, sondern Ergebnis der Ideengeschichte. Linke Ideologie und liberale Wirtschaftsform bilden einen dynamischen Aggregatszustand, dessen scheinbare Widersprüchlichkeit gerade seine Antifragilität ausmacht. Kapitalistische Wirtschaft und linke Moral, der universale Markt und die universalistische Jugendrebellion bilden eine Symbiose. Im Satz »Wer mit 20 kein Revolutionär ist, hat kein Herz, wer mit 40 immer noch einer ist, kein Hirn«, ist sie perfekt zusammengefaßt. Das »linksrevolutionäre Herz« der Gesellschaft und das »rechtsliberale Hirn« harmonieren, vereint durch die Seele des Universalismus in Aufklärung und Fortschrittsdenken über alle Widersprüche hinweg. Die klassische Biographie der linksbewegten Aktivistin, die aus reichem »konservativ«-bürgerlichen Elternhaus stammt, ist daher kein Widerspruch, sondern äußerst folgerichtig.

Dem rechten Widerstand fehlt diese Erfahrung des Scheiterns nach einem Zenit ebenso wie die der Symbiose. Da seine Ideen eine andere DNA in sich tragen, werden sie vom Körper der systemischen Gesellschaft nicht angenommen. Die linksterroristische Antifa ist auf eine ganz andere Weise in die systemische Gesellschaft eingebunden als rechte Aktionsgruppen. Während die staatlich subventionierte, medial verharmloste Schlägergruppe eingebunden wurde, antwortete man auf rechte Rebellen immer schon mit Repression und totaler Dämonisierung. Diese offene Repression

offenbart eine potentielle Fragilität des Systems an der rechten Flanke. Die rebellischen Rechten werden unterdrückt, hingehalten und eingehegt. Die Linken sind ins System eingefügt, die Rechten werden von ihm eingesperrt.

Für linke Denker ist es nur folgerichtig, diesen Zustand als unausweichlich hinzunehmen. Weder der parlamentarische Weg noch die metapolitische Revolution oder der politische Terrorismus haben zum Erfolg geführt, obwohl sie systematisch durchexerziert wurden. Auch das Gegenmodell des »real existierenden Sozialismus« fiel keinem Angriff von außen,



sondern der inneren Schwäche zum Opfer. Das linke Revolutionslatein ist tatsächlich vorerst am Ende. Rechte sollten nicht den Fehler begehen, den revolutionstheoretischen Abgesang poststruktureller Linker ungesehen zu übernehmen. Sie hatten ihre Rebellion gegen die systematische Gesellschaft und haben auf allen denkbaren Fronten versagt. Rechter Widerstand jedoch war niemals auch nur ansatzweise so bedeutend, als daß man seine Strategien als erprobt und gescheitert betrachten könnte.

Generell fehlt es im rechten Lager seit eh und je an Revolutionstheorien. Dem inhärent reaktionären Denken scheint es nach wie vor fremd zu sein, die eigenen Chancen und Möglichkeiten realistisch zu betrachten, verschiedene Wege zur Macht aufzulisten und gegeneinander abzuwägen. Die Frage nach revolutionärem Subjekt und revolutionärer Situation, die jeder marxistische Theoretiker in seinem Werk beantworten muß, wenn er ernstgenommen werden will, stellt sich in den meisten konservativen Debatten gar nicht. Ihre Strategie oszilliert meist zwischen esoterisch-religiösen Hoffnungen auf einen Tag X, Romantisierung der Gewalt und des Bürgerkriegs sowie der völligen Resignation und inneren Emigration.

Der Aufruf zum Abbruch der Aktion und die Absage an die politische Bewegung, der nun wieder laut wird, ist Ergebnis des revolutionstheoretischen Vakuums. Hier will ich die beiden offensichtlichsten Schwachstellen dieser Strategie aufzeigen.

Die Idee, man könne durch Rückzug in einen apolitischen Raum das Überleben der ethnokulturellen Identität vom Staat abkoppeln, ist illusorisch. Oft werden hier migrantische Parallelgesellschaften als Vorbilder angeführt. Diese sind in der Regel unpolitisch und fokussieren sich ganz auf den Aufbau autarker Strukturen, die Erziehung ihrer Kinder und die Bewahrung ihrer Identität. Es gibt jedoch einen guten Grund, warum

diese Strategie für Migranten funktioniert. Die Anarchotyrannei unseres Systems verhält sich gegen die Parallelgesellschaften, die patriarchalisch, tribalistisch und ethnozentrisch in den Nischen unseres Wohlfahrtsstaates leben, indifferent bis verständnisvoll. Islamische Terroristen wurden von uns demnach »an den Rand gedrängt«, gewalttätige Migranten bekamen »zu wenig Chancen« etc.

Zudem ist die Ersetzung der Mehrheitsgesellschaft durch diese tribalistische Ersetzungsmigration das Ziel der derzeitigen Bevölkerungspolitik. Daß migrantische Parallelgesellschaften existieren, ist staatlich gebilligt bis gewünscht. Versuchen indigene Identitäre, eigene Parallelstrukturen zu bilden, wird das jedoch sofort als aggressiver, politischer Akt gewertet. Daß die Handballnationalmannschaft oder gar der ganze »Osten« zu weiß sind, ist von der medialen Elite unerwünscht. Selbstverständlich kann der sanfte Totalitarismus Familien nicht davon abhalten, viele Kinder in die Welt zu setzen. Doch für die indigene Bevölkerung bedeutet dieses Ziel aufgrund der ideologischen Indoktrinierung, der wirtschaftlichen Situation und der Überfremdung des Schulsystems notwendig einen organisatorischen Aufwand. Das macht sicht- und angreifbar. Der Kinderreichtum migrantischer Parallelgesellschaften liegt dagegen in der starken ethnoreligiösen Prägung der Migranten, die sich in ihren Enklaven aller »Integration« zum Trotz sogar noch verstärkt. Jedes rechte Kultur-, Schul- oder Siedlungsprojekt auf deutschem Staatsgebiet wäre naiv, wenn es darauf setzt, nicht als politischer Akteur verstanden und bekämpft zu werden.

Folgerichtig wird daher jedes Projekt, das ethnokulturelles Überleben vom Staat abkoppeln will, wirtschaftlich ruiniert oder juristisch zerschlagen. Jeder Quadratzentimeter des deutschen Staatsbodens und jedes Bit der digitalen Kommunikation wird überwacht. Selbst im dichten Schwarzwald kann sich ein Aussteiger nur wenige Tage verstecken. Private Chatgruppen führen zu Razzien der politischen Polizei. Die herrschende Politik sieht keine patriotischen Enklaven vor und wird jeden Ansatz zu solchen Inseln zu verhindern wissen.

Das einzig Mögliche ist der Rückzug ins private Biedermeier. Die rechte Landflucht in die kleinfamiliäre Idylle wird geduldet, solange sie nicht zum Aufbau sichtbarer Parallelstrukturen führt. Die Stadtflucht geht auf Kosten der nächsten Generation. Die Kinder der Fliehenden wird es aber zum Studium und zur Arbeit zurück in die aufgegebenen Städte ziehen. Die »Strategie« des Abkoppelns hofft am Ende auf Schonung aufgrund der eigenen Unsichtbarkeit, die gleichzeitig ihre Wirkungslosigkeit impliziert. Effektive Projekte zur eigenständigen Bildungs- und Bevölkerungspolitik wären für die Eliten weder verborgen noch harmlos. Nur im Windschatten aktivistischer Kämpfe, die als Schild und Ablenkung den Fokus der Repression auffangen, ist ihre Bildung überhaupt möglich.

Die zweite offensichtliche Schwachstelle dieser Strategie ist noch fataler, selbst wenn man es schaffen könnte, von der Repression ignorierte Enklaven aufzubauen, in denen man einen »großen Zusammenbruch« aussitzen könnte. Wer verbürgt, daß dieser jemals eintritt? Die meisten Varianten dieses Denkens implizieren, daß es einen inhärenten Selbstzerstörungstrend des Bestehenden gäbe. Ich bin in diesem Punkt pessimistischer. Wir befinden uns in einer seltsam stabilen Synthese der rationalistischen Sozialtechnik mit einer atavistischen Zivilreligion, des apolitischen Hedonismus mit der universalistischen Moral. Statt einer schicksalshaften Konvergenz der Katastrophen, naht eher der »große Sabbat« des letzten Menschen. Ohne einen unabsehbaren »deus ex machina« meldete sich die »Verhausschweinung« in einer globalen, denaturierten, digitalisierten, transhumanistischen Weltgesellschaft an. Das Ende der Geschichte hat in den Zentren der multikulturellen Metropolen bereits begonnen und breitet sich von dort über den Planeten aus. Die Wüste wächst. Die Sehnsucht und das Leiden, aus denen unsere Kritik erwächst, könnten für diese Welt einfach unverständlich und irrelevant sein.

Worin besteht nun eine strategische Handlungsoption für Kritiker dieser schönen neuen Welt? Ich stimme akzelerationistischen Thesen in einigen Punkten zu. Es gibt kein Zurück, die Bremse rettet uns nicht, und wir können auch nicht vom fahrenden Zug abspringen. Ich sehe jedoch eine entscheidende Schwachstelle, die im ideologischen Kern des Systems liegt. Durch Analyse und gezielten Druck auf diesen Schwachpunkt könnte das Unvorhersehbare erneut in die Geschichte eintreten.

Unsere Rolle als erfolgloser Belagerer und unfreiwillige ideologische Stütze der Antifa-Gesellschaft ist wie ein Schicksal. Die Alternative dazu ist nicht der Rückzug in eine verlockende, aber irreführende Pseudostrategie des apolitischen Biedermeiers und der reinen Metapolitik. Nur ein metapolitischer Ansatz, dessen unverbrüchliches Ziel die realpolitische Gestaltungsmacht bleibt, ist die Opfer wert, die er mit sich bringt.

Wo liegt nun die realistische Handlungsoption des rechten Lagers? Nur ein »methodologischer Pessimismus« kann alle falschen Hoffnungen auf einen »deus ex machina« beseitigen, um den archimedischen Punkt offen zu legen, an dem wir ansetzen müssen. Jede Erwartung eines Zusammenbruchs, jedes Hoffen auf Schonung durch den Gegner und jeder theoretisch verklärte »Faktor X« muß aus der Analyse ausgeschlossen werden. Auch die Beschwörung einer »schweigenden Mehrheit« und eines spontanen »Aufwachens« gehört dazu. Stattdessen muß – frei von jeder Beschönigung – im faktisch Bestehenden der innere Widerspruch ausgemacht und verstärkt werden.

Über diesen Ansatzpunkt kann und soll man wortreich streiten. Ich vermute ihn im Widerspruch zwischen der versprochenen Meinungsfreiheit und der herrschenden Leitideologie. Die Demokratie, untrennbar mit der Idee eines Nationalstaates und dem Volk als Abstimmungsgemeinschaft verbunden, ist ein unverzichtbarer Teil der modernen Metaerzählung. Sie steht in krassem Widerspruch zur Zivilreligion der Schuld und dem »Geist der Rache«, der den ideologischen Kern unserer Gesellschaft bildet. Daß tatsächlich eine undemokratische Ideologie den Westen beherrscht und als globalistische Ideologie seine Zukunft längst vorgeschrieben hat, ist mit der demokratischen Legitimation der Macht unvereinbar. Eine komplexe Meinungskontrolle und Demokratiesimulation kaschiert den Konflikt zwischen demokratischer und universalistischer Metaerzählung. Ihr Widerspruch bleibt solange unsichtbar, solange die Masse dank medialer Meinungskontrolle das wählt, was für sie vorgesehen ist. Abweichende Entscheidungen wie der Brexit, das »Nein« zum UN-Pakt und das »Ja« zu Trump sind Interferenzen. Sie werden als Betriebsunfälle gewertet, die durch »Aufklärung«, sprich Propaganda, wiedergutgemacht werden müssen. Hier gerät das System in Erklärungsnot.

Aufgabe eines rechten Aktivismus muß es sein, diese Momente in Quantität und Qualität zu steigern. Durch gezielte Provokation wird die nötige offene Zensur ständig erhöht werden, bis sie entweder der Meinungsfreiheit nachgibt oder offen totalitär wird. Die demokratische Metaerzählung muß reklamiert und gegen die universalistische Ideologie mobilisiert werden. Am Ende müssen die ideologischen Ursupatoren die direkte Demokratie selbst für »rechtsextrem« erklären. Diese »Repressionsakzeleration« kann nur absolut legal, gewaltfrei und demokratisch sein.

Jede Form der Militanz wirkt retardierend und systemstabilisierend. Sie rechtfertigt Repression, verringert die Unterstützerbasis und läßt das Widerstandspotential verkümmern. Man muß den Gegner dazu bringen, die eigenen Spielregeln zu verletzen. Gewaltlosigkeit und Abgrenzung von jeglichem Extremismus werden so zur schlimmsten Drohung für die Elite. Der Druck muß so moderat wie möglich und so radikal wie nötig sein. Er muß für uns langfristig tragbar, für den Gegner aber unerträglich sein. Um ihn aufrechterhalten zu können, braucht es ebenfalls Refugien, Rückzugsräume, Gegenkultur und Theoriearbeit, die aber nicht als Selbstzweck, sondern als Ergänzung fungieren. Gerade weil der »Repressionsakzelerationismus« in seiner gewaltlosen Front Aufmerksamkeit bindet und Schläge abfängt, kann der Freiraum für solche Enklaven entstehen.

Dieser Weg führt aber nicht in die ländliche Unsichtbarkeit. Er führt uns in die Städte und die Universitäten, auf die Straßen und Dächer der gegnerischen Machtzentren. Er führt nicht weg von der Repression, sondern mitten in sie hinein und durch sie hindurch. Er entstellt das System zur Kenntlichkeit und macht seine Fragilität sichtbar. Der »Repressionsakzelerationismus« will keine Bremse ziehen und kein Zurück zum *status quo ante*. Er vertraut nicht naiv auf Rechtsstaatlichkeit und die Fairneß des Gegners. Seine Hoffnung lebt im Wissen, daß wir, anders als die rebellischen Linken, noch nicht beim Versuch der Veränderung gescheitert sind. Wir haben es noch nie wirklich versucht. Es gibt keinen Grund zur Flucht, es sei denn, sie geht nach vorne. ■

Sind wir Teil des Plans?

von Caroline Sommerfeld

Als wir 2017 damit beschäftigt waren, uns für den Einband von *Mit Linken leben* vor einem »No-borders«-Graffito ablichten zu lassen, latschte ein etwas ungustiöser junger Mann an uns vorbei, erkannte den Lichtmesz und begann zu motzen: »Ihr seid doch eh kontrollierte Opposition!« Der ernüchternde Gedanke, daß auch unser neurechter Protest längst eingeplant ist und daß er das System, gegen das wir protestieren, womöglich stabilisiert, ärgerte mich. In der Tat schien ein paar wenige Jahre lang der »Rechtspopulismus« an Einfluß zu gewinnen, und unsere außerparlamentarische rechte Opposition beherrschte zumindest als Objekt den medialen Diskurs und bekam Lust auf politische Macht. Wer von der Macht zu kosten beginnt, kann nicht mehr gleichzeitig wahrnehmen, wie diese wirkt. Das Bild der Demokratie – linke Regierung, rechte Opposition – hielt uns gefangen.

Es könnte sein, daß das Jahr 2020 einige Illusionen beseitigt. Wer gegenwärtig Widerstand gegen die »Coronadiktatur« oder den Großen Austausch leisten will, sieht sich in der Position des Unterlegenen (wie Stephan Siber in einem Beitrag im Heft 96 ausgeführt hat): Ihm steht eine global agierende, von oben nach unten durchregierende Macht gegenüber. Großdemonstrationen gegen die Regierung, die Berufung auf verfassungsmäßig garantierte Bürgerrechte und Sammelklagen gegen die politisch Verantwortlichen kontern die Eliten durch Notstandsgesetzgebung. Entscheidend aber ist: die Opposition dient als notwendige Projektionsfläche. Wenn das Volk rebelliert, ist es selbst daran schuld, daß die Daumenschrauben enger angezogen werden. Die notorisch uneinsichtigen »Gefährder« braucht das System außerdem anscheinend, um seine Maßnahmen zu rechtfertigen.

»Ein Bild hielt uns gefangen. Und heraus konnten wir nicht, denn es lag in unsrer Sprache, und sie schien es uns nur unerbittlich zu wiederholen.«

Ludwig Wittgenstein: *Philosophische Untersuchungen,* 1953.

Die Vorstellung vom stabilisierenden Widerstand ist nicht neu. Die Anhänger der Kritischen Theorie der 1970er Jahre hatten unter Herbert Marcuses Schlagwort von der »repressiven Toleranz« verstanden, daß ein »repressives« (also Freiheit unterdrückendes) politisches System toleriere, daß es in ihm ständig Widerstand gibt. Der Widerstand steht also (entgegen seinem eigenen Selbstverständnis) keineswegs außerhalb des Systems, sondern ist, so die hegelianische Formel Adornos »immer schon darin aufgehoben«. Das System baue den Widerstand einfach ein, und nehme ihm so die revolutionäre Wirksamkeit. So werde jeder Widerstand in einem technologisch hochgerüsteten kapitalistischen Massenstaat zum Instrument des Systemerhalts statt zu einem Instrument der Revolution. Herbert Marcuse sprach von der »besiegten Logik des Protests«.

»Nun wird gerade dieses neue Bewußtsein, dieser ›Innenraum‹, der Raum für die transzendierende geschichtliche Praxis, von einer Gesellschaft abgeriegelt, in der die Subjekte wie die Objekte Mittel in einem Ganzen sind, das seine *raison d'être* in den vielfältigen Leistungen seiner überwältigenden Produktivität hat.«

Herbert Marcuse: *Der eindimensionale Mensch,* 1964.

Der Gedanke einer »kontrollierten Opposition« entstammt einer anderen Denklinie, die von den einen »Wahrheitsbewegung«, von den anderen »Verschwörungstheorien« genannt wird. Das prominenteste Beispiel der Lenkung einer *controlled opposition* ist die Figur des Goldstein in George Orwells *1984*. Eine kontrollierte Opposition dient dazu sicherzustellen, daß das herrschende politische System an der Macht bleibt, selbst

wenn sich das Volk von den gegenwärtigen Machtträgern ab- und der Opposition zuwendet. Sie wird bewußt aufgebaut, ihre Akteure geführt und finanziert, und zwar von denselben Mächtigen, die das herrschende politische System steuern. Die Opposition ist also nur eine Scheinopposition innerhalb des Rahmens einer »Zuschauerdemokratie« (Walter Lippmann). Sie darf auf gewisse Mißstände kritisch hinweisen, weshalb ihr dann mit dem System Unzufriedene folgen, verschweigt aber die eigentlichen Hintergrundkräfte als Verursacher der Mißstände. Sie absorbiert auf diese Weise die Möglichkeit, das System zu durchschauen und dadurch zu überwinden.

Beide Ansätze operieren mit dem Begriff des »Systems«. Um diesen zu klären, gehe ich auf Niklas Luhmanns Systemtheorie zurück. Er beschreibt soziale Systeme als Teilbereiche der Gesellschaft, die operativ geschlossen sind (also alles, was in ihrer Umwelt geschieht, nach dem systeminternen Code verarbeiten, beispielsweise das Politiksystem Macht/Ohnmacht oder Regierung/Opposition) und zugleich umweltoffen (also das, was in der Umwelt geschieht, beobachten können, z. B. wissenschaftliche oder moralische Kommunikation in politisches Kleingeld umwechseln, so daß die Opposition zum viro- oder ideologischen »Superspreader« gemacht werden kann). Das politische System – das ist wichtig zum Verständnis des luhmannschen Ansatzes – ist nicht das konkrete Parteiensystem eines bestimmten Staates, sondern eine spezifische Art der Kommunikation. Auch außerparlamentarische Bewegungen kommunizieren im Code Macht/Ohnmacht, befinden sich also *innerhalb* des politischen Systems. Solange wir von Macht reden, sind wir politisch. Mit Luhmann ist es alles andere als erstaunlich, wenn politischer Widerstand das System stabilisiert, denn Gegenbeobachtung ist in jeglichem sozialen System funktionslogisch notwendig: Es muß immer irritierende Kommunikationen geben, die die Grenze des Systems erst »testen« und dann integriert werden.

»Ich werde die Versammlungen, die im Interesse meiner Kandidaten abgehalten werden sollten, nicht nur nicht verbieten, sondern ich werde sogar so weit gehen, die Agitation für ein paar volkstümliche Kandidaten zu übersehen, die mit großem Gelärm im Namen der Freiheit betrieben wird. Nur müssen sie wissen, daß die Leute, die da am lautesten schreien, in meinem Solde stehen.«

Maurice Joly: *Ein Streit in der Hölle. Gespräche zwischen Machiavelli und Montesquieu über Macht und Recht,* 1864.

Sind wir nun Teil des Plans? Auch dieser Begriff schillert. Pläne sind, systemtheoretisch gedacht, Verzeitlichungen der Systemstruktur. Der Normalzustand in einem jeden System ist, daß Steuerung stattfindet. Diese ist also kein besonders perverser Fall von Verschwörung oder hinterlistiger Ränke, sondern die für konkrete Akteure prinzipiell nicht beobachtbare Hintergrundarbeit des Systems: Die eigene Komplexität wird ständig unauffällig reduziert, andernfalls das System zum Erliegen käme. Pläne dienen dazu, Entscheidungen ohne sonderliches Aufhebens (also ohne daß der Plan als solcher kommuniziert wird) von einer Ebene auf die nächstniedrige durchzureichen. Ein Trainer gibt einem Spieler die Anweisung, einem anderen Spieler bei Gelegenheit etwas mitzuteilen, aber nicht zu sagen, von wem der Tip stammt. Ein Lehrer vertritt politische oder religiöse Positionen als Lehrstoff, dessen Schüler erfahren jedoch nie, was Ministerien, Religionsgemeinschaften oder Didaktik-Institute davon wortwörtlich zuvor festgelegt haben, selbst der Lehrer könnte nicht retrospektiv angeben, woher er seine Position hat. Ein Offizier ermahnt einen Unteroffizier, seine Mannschaft neuerdings anders zu führen. Die Mannschaft versteht vielleicht nicht oder kaum, daß die unerwartete neue Situation, in der sie stehen, gar nichts mit dem direkten Vorgesetzten zu tun hat, der diese Situation herstellt. Man könnte alle diese Alltagsbeispiele als »Hintergrundmächte« beschreiben.

Für den Gesteuerten unbemerkte Steuerung findet auf allen Ebenen statt: im zwischenmenschlichen Alltag, in Institutionen wie Parteien oder NGOs, in supranationalen Organisationen, auf der Ebene der Koordination dieser Organisationen, schließlich – strukturell genauso unauffällig und normal – auf der Ebene darüber, wo nicht mehr von unten beobachtbar ist, woher die Befehle kommen.

»Die Propaganda ist auf einen Zustand angewiesen, in dem der Staatsfeind, der Klassenfeind, der Volksfeind zwar durchaus aufs Haupt geschlagen und schon fast lächerlich geworden, doch immerhin noch nicht ganz ausgestorben ist. Die Diktaturen können von der reinen Zustimmung nicht leben, wenn nicht zugleich der Haß und mit ihm der Schrecken die Gegengewichte gibt.«

Ernst Jünger: *Der Waldgang,* 1951.

Ich will auf dieser oberen Ebene angesiedelte »Pläne« genauer als *geistige Prinzipien* beschreiben. Blickt man auf die Symptome des politischen Weltgeschehens, so lassen sich mit der Zeit bestimmte übergeordnete Prinzipien daraus ableiten, deren Erscheinungsweisen stets mit der Macht einzelner über beeinflußbare andere zu tun haben. Ein solches geistiges Prinzip (unter zahlreichen und größeren anderen) ist die *Illusion von Kontrolle*. Es handelt sich dabei um einen psychologischen Mechanismus, der insbesondere in Situationen wirkt, in denen der Mensch eigentlich wenig oder keine Kontrolle über die Entwicklung der Ereignisse hat. Grundlegende Voraussetzung ist »der Wille, ein bestimmtes Ziel zu erreichen« und »die wahrgenommene Verbindung zwischen Ergebnis und eigener Handlung«.

Gelingt es nun einer Hintergrundmacht, gleich auf welcher Ebene, Systemkritikern den Eindruck ihrer eigenen Wirksamkeit zu vermitteln, hat sie diese über die Illusion von Kontrolle zumindest teilweise unter Kontrolle.

»Sobald sich eine ›Verschwörungstheorie‹ im Netz verbreitet, kann die geplante Verschwörung nicht mehr nach Plan stattfinden. Würde sie durchgeführt, wären die im Netz verbreiteten Theorien im Nachhinein zur hellseherischen Wahrheit geadelt. Wenn die Wahrheit in die Lügen einsickert und von der Realität bestätigt wird, können Verantwortliche zur Rechenschaft gezogen werden. Das riskieren sie nicht. Also disponieren sie um. Die Warnungen im Netz haben die Corona-Diktatoren also zu einer anderen Agenda gezwungen. So funktioniert das Internet. Verzweifelt nicht, Freunde, macht weiter!« schrieb ein Kommentator auf *Sezession im Netz*. Dieser Glaube an die eigene Wirksamkeit ist außerordentlich verführerisch für Wahrheitssucher und Infokrieger. Planänderungen werden *ex post* der eigenen Aktivität zugeschrieben statt dem Plan, der zweifelsohne auch die »Warnungen im Netz« umfassen könnte.



Martin Sellner beschreibt in seinem Beitrag in diesem Heft das politische System der Bundesrepublik als antifragil gegenüber linkem, aber potentiell fragil gegenüber rechtem Widerstand. Er sieht die Verletzlichkeit darin, daß das System seinem eigenen Selbstverständnis als »freiheitlicher Demokratie« immer stärker zuwiderhandeln muß durch immer stärkere offene Repression gegen rechten Widerstand. Daraus leitet er eine Strategie der Provokation ebendieser Repression ab, denn – und hier denkt er klassisch marxistisch – jede »revolutionäre Veränderung wächst aus einem Widerspruch zwischen der herrschenden Ideologie und der realen Lage«.

Die Revolutionsmaschine des im Ersten Weltkrieg gefallenen französischen Historikers Augustin Cochin wurde soeben ins Deutsche übersetzt. Darin beschreibt Cochin die Entstehungsgeschichte der Französischen Revolution aus den *societés pensées,* den »Denkgesellschaften«. Diese bereiteten die Revolution eigentlich vor. Cochin beschreibt, wie zuerst das Ancien Régime abgeräumt wurde im Namen der »Freiheit«, wodurch der Platz bereitet wurde für den nächsten Schritt, die Revolution »der Ordnung, sodaß die von uns beschriebene Maschine ins Spiel kommen konnte. Die Funktion des zentralen Räderwerks besteht tatsächlich darin, in jedem Moment, bei jeder Frage, gegen jeden Widerspruch das Argument der vollendeten Tatsache zu verwenden. Die Tabellen und das Abhaken [er bezieht sich hier auf die damalige Verwaltungspraxis, Anm. C. S., auch heute gibt es verteufelt Ähnliches] hatten keinen anderen Zweck. Das ist das Geheimnis des Systems – das einzige, das die Einheit sichern kann.«

»Die Meinungsfreiheit ist ja nicht eingeschränkt. Die Meinungsfreiheit ist klar, und die Meinung der potentiellen Demonstranten ist uns ja bekannt, ist auch der Öffentlichkeit bekannt.«

Begründung des Berliner Innensenators Geisel am 27. August 2020 zum Verbot der Querdenken-Demonstration.

Cochins »Argument der vollendeten Tatsache« läßt sich auch an der gegenwärtig ablaufenden globalistischen Revolution beobachten. Nicht umsonst spricht der Gründer des World Economic Forum, Klaus Schwab, von der »vierten industriellen Revolution«, die freilich keine rein »industrielle« oder ökonomische ist, sondern ein hybrider Krieg gegen die Völker durch multipel aufeinander bezogene Strategien: Klima, Feminismus, Menschenrechte, Migration, Digitalisierung, Plandemie. Die Revolutionäre sind die globalistischen Eliten, nicht wir.

Die westliche Welt, so meine Deutung der Gegenwart mit Cochin, wird nach der »Revolution der Freiheit« (der Abräumphase, deren Wucht seit den 60er Jahren rasant zunahm) gerade in die nächste Revolutionsphase überführt: diejenige der »Ordnung«. Diese Ordnung gibt sich, als sei sie immer schon dagewesen. Sie braucht nicht mehr das Alte zu zerstören, denn das »neue Normal« gilt, als habe es immer schon gegolten, als *fait accompli*. Die Phase der Umdefinition der Begriffe, Umerziehung der Menschen und des Umbaus der Wirtschaft ist weitgehend abgeschlossen, die vollendeten Tatsachen sind geschaffen. In diesem Stadium existiert systemintern kein Widerspruch mehr zwischen Demokratie als Prinzip und der schon durchgeführten Neudefinition von »Demokratie« samt Alltagspraxis. »Die Tatsache stimmt in der Demokratie mit dem Prinzip überein: es gibt keinen Herrn unter diesem Regime, keine Repräsentanten und Anführer. Das Volk ist frei.« (Augustin Cochin).

Die Revolution der Ordnung kann nicht mehr gestört werden, weder durch Aufdecken ihrer Maschinerie oder der »Fehler der Obrigkeit« noch durch Zuspitzung ihrer »inneren Widersprüche«. Es gibt keine inneren Widersprüche mehr. »Die Fragen, die Sehnsucht und das Leiden, aus denen neurechter Widerstand erwächst, werden für kommende Generationen einfach unverständlich und irrelevant gemacht«, schreibt Sellner. Das ist wahr, aber schon heute Wirklichkeit.

Wir wenigen noch daran leidenden Einzelnen, wir »tragischen Individua« (Rudolf Pannwitz) sind hyperapperzipierende Überbleibsel. Glauben wir jedoch, es läge an uns selbst, daß die globalistische Revolution der Ordnung aufgehalten oder umgekehrt werden könnte, unterliegen wir der oben geschilderten Kontrollillusion. Wer an dieser Stelle einwendet, daß ich doch gar nicht wissen könne, ob der »verschwörungstheoretische« oder rechte Widerstand illusionär sei oder irgendwann doch noch fruchte, der verkennt das Wirkprinzip: gerade die Möglichkeit, immer wieder neu zu hoffen, das eigene Handeln sei womöglich ausschlaggebend, ist der Köder.

Ist mein Befund nicht fürchterlich defätistisch? Ich sprach über diesen Vorwurf mit dem oben erwähnten Stephan Siberm der mir folgenden Gedanken nahelegte: Defätismus heißt Mutlosigkeit, Resignation, Hoffnungslosigkeit. Wenn ich erkenne, daß ein Kampf mit den falschen Mitteln geführt, aussichtslos ist, bin ich kein Defätist. Erkenntnisfortschritt macht nicht hoffnungslos. Bliebe ich bei den alten Mitteln (Massendemonstrationen, Aktivismus, Infokrieg, Provokation, Gerichtsprozessen, Petitionen, Parteiarbeit) und würde bemerken, daß sie nicht das Geplante bewirken, wüßte aber nicht, daß es die falschen Mittel sind, hätte ich allen Grund zur Hoffnungslosigkeit. Dann könnte man mir zu recht Defätismus vorwerfen.

Wenn ich aber weiß, daß ich nichts Äußeres kontrollieren kann, bin ich nicht verführbar, dies wieder und wieder zu versuchen. Wenn ich sehe, daß das System sich gerade an uns stabilisiert, die Revolutionsmaschine effektiv arbeitet, wir die neue Ordnung nicht mehr loswerden, kann ich das Ganze allmählich annehmen als Wirklichkeit. Das ist begleitet von einem tiefen Gefühl der Ohnmacht. Es ist das Gefühl, sich nicht mehr von selber erheben zu können.

»Selbstrettung« heißt nicht private Land- und politische Fahnenflucht, sondern sich selbst in seine Verfügung zu nehmen, erkennend, daß man nur sich selbst notdürftig unter Kontrolle bringen kann, und daß dies nicht ohne die Wirkung der Gnade möglich ist. Im Alleinsein wird sichtbar: Wir sind nicht allein auf dieser Welt. Wir sind Teil eines Plans, und zwar eines höheren, der grundsätzlich sich des Bösen zum Guten zu bedienen weiß. Auch dies ist ein geistiges Prinzip, ein wesentlich größeres als das der Kontrollillusion.

»Der Gedanke an diese Sachverhalte ist jeder jungen Generation nahezu unerträglich; und der innere Widerstand gegen ihre Anerkennung und gegen die ›Resignation‹ derer, die sich ›abgefunden‹ haben ist geradezu das unterscheidende Merkmal echter Jugendlichkeit. In diesem Widerstand aber lebt der unsterbliche Sinn des Menschen für die ursprüngliche und ›eigentliche‹ Schöpfungsordnung der Welt, den der echte Christ auch dann nicht verliert, wenn er die innerweltlich unabwendbare Wirklichkeit der erbsündlichen Unordnung, belehrt durch Erfahrung, nicht nur ›begrifflich‹, sondern ›real‹ anzuerkennen gelernt hat« (Josef Pieper, *Vom Sinn der Tapferkeit,* 1934). ■

Literaturhinweise:

Augustin Cochin: *Die Revolutionsmaschine .Ausgewählte Schriften,* Wien/Leipzig 2020;

Maurice Joly: *Ein Streit in der Hölle. Gespräche zwischen Machiavelli und Montesquieu über Macht und Recht,* Frankfurt a.M. 1990;

Ernst Jünger: *Der Waldgang,* Stuttgart 2014;

Detlef Krause: *Luhmann-Lexikon,* Stuttgart 1990;

Herbert Marcuse: *Der eindimensionale Mensch,* Lüneburg 2014;

Josef Pieper: *Vom Sinn der Tapferkeit,* Leipzig 1934;

Ludwig Wittgenstein: *Philosophische Untersuchungen,* Oxford 1953.

www.neurologyfirst.de/kontrollillusion



Hinter der Maske – das Jahr 2020

von Benedikt Kaiser

Das Jahr 2020 war für die »Mosaikrechte« kein gutes Jahr. Gründe dafür gibt es viele; die unvorhersehbaren Schwankungen im Zuge der Coronakrise sind für eine Erklärung nicht ausreichend. Was also ist passiert?

Zu Anfang des Jahres waren das Institut für Staatspolitik (IfS) und die Zeitschrift *Sezession* entschlossen, verstärkt grundlegende Linien zu ziehen, das »Kerngeschäft« der Aus- und Weiterbildung zu bespielen und das Tages- und Realpolitische nicht mehr so intensiv zu begleiten wie in den Jahren zuvor. Die Winterakademie 2020 und das erste Themenheft des Jahres (*Sezession* 94, Februar 2020) widmeten sich denn auch einem grundlegenden Thema: »Lektüren«. Heft und Akademie sollten jungen Lesern und »Fortgeschrittenen« einen rechten Kanon vorstellen und eine Debatte darüber eröffnen, ob es solche verbindlichen Lektürestrecken überhaupt gebe; zum anderen waren das Lesen überhaupt und Lesepflicht sowie Lesefaulheit Themen. Die 20. Winterakademie bedeutete in diesem Sinne einen Schnitt – »keine Dauerschleife inmitten der rechten Gesellschaft des Spektakels, sondern Grundlagenarbeit, Substanz« (Götz Kubitschek).

Einen Sprung zurück in die Tages- und Realpolitik kündigte sich jedoch an, als die gezielte US-Tötung des iranischen Generals Soleimani eine schroffe Debatte im rechten Lager auslöste. Außenpolitische Deutungen sind nicht das eigentliche Feld von IfS und *Sezession,* aber bei der Frage nach Legitimität und Wahnsinn schälten sich maßgebende Konflikte für das eigene Lager heraus. Das ließe sich anhand der Reaktionen aus der AfD auf Soleimanis Ermordung zeigen, aber auch anläßlich der Stars-and-Stripes-Fahnen schwenkenden und Trump-Basecaps tragenden Jungalternativen bei der »Wahlparty« zum US-Urnengang im November. Es geht um Nachahmung von Verhaltensweisen und ideologischen Prämissen, um Übernahme von historischen und politischen Deutungen durch uns, die noch immer »Besiegten«. Nicht ohne Grund war es *Das Licht, das erlosch* (Berlin 2019), das Anfang 2020 in der Redaktion von Hand zu Hand ging. Verfaßt haben dieses Buch der Bulgare Ivan Krastev und der US-Amerikaner Stephen Holmes. Der Kerngedanke kreist um die Arroganz der westlich-liberalen Demokratie, deren Anhänger die Autoren sind. Sie machen keinen Hehl aus ihrer Abneigung gegen die illiberal-demokratischen Entwürfe, die in Ungarn, Polen oder Rußland umgesetzt werden. Aber ihre Verstehensbemühungen für deren Entwicklung wirkten beispiellos und ihre Thesen schlagend. Eine Kernthese beider in den Worten Kubitscheks: »Die psychologischen Folgen in den nachahmenden Ländern lägen auf der Hand, und so münden Krastevs und Holmes' einleitende Gedanken in die These, daß es sich bei den sehr unterschiedlichen Ansätzen in Rußland, in China und in den mittelosteuropäischen Staaten um Gegenentwürfe zum Nachahmungsimperativ durch den Westen handle, um einen nachvollziehbaren Widerstand dagegen, moralisch, rechtsstaatlich und zivilgesellschaftlich stets der Lehrling zu bleiben und den Gesellenbrief aus

»Die entsprechende grüne Durchdringung der Gesellschaft ist kein Triumph einer Bundestagsfraktion oder einer Vielzahl von Landtagsfraktionen; die grüne Durchdringung ist das Resultat einer arbeitsteiligen Effektivität im metapolitischen Feld. Diese Lehre muß dem übergroß werdenden Baustein der Mosaik-Rechten vermittelt werden, damit eine spätere, allfällige Destruktion des außerparlamentarischen Netzwerks durch parlamentarische Akteure unmöglich wird – von der FPÖ und ihrem kolossalen Irrweg lernen, hieße in diesem Kontext dann siegen lernen, wenigstens aber: Fehler vermeiden.«

Benedikt Kaiser: »Mosaik-Rechte: eine Aktualisierung«, in: *Sezession* 93 (Dezember 2019), S. 34–37, hier 37.

der Hand der Gönner vermutlich nie zu erhalten.« Diese Passage trifft einen entscheidenden Punkt, der weit über das Feld Soleimani im Januar/Februar oder JA-Wahlbegleitung im Oktober/November hinausweist: Will man als Alternative (parlamentarisch *und* außerparlamentarisch), wie Ungarn oder Polen, integrale oder auch nur zaghafte »Gegenentwürfe zum Nachahmungsimperativ« erarbeiten, oder will man der peinliche Musterschüler sein, der bei jedwedem Themenbereich dem Hegemon zu beweisen beabsichtigt, daß man gelernt habe, was Imitation bedeutet?

Ist dieses Faß erstmal geöffnet, wird klar, daß es sich nicht bloß um außenpolitische Deutungen handelt, die man vernachlässigen könnte – hier werden identitäts- und geschichtspolitische, souveränistische und nationale Schlüsselfragen aufgeworfen. Die bisweilen hysterischen Reaktionen legten nahe, daß das erste Quartal 2020 im Zeichen solcher Fragen stehen würde und nicht im Zeichen gründlicher Lektüre von Klassikern und Schlüsseltexten. Mitte Januar stand beispielsweise im Bundestag ein Antrag über den Abzug der Besatzungstruppen aus Ramstein zur Abstimmung. Eingebracht hatte diesen Antrag die Fraktion »Die Linke«, abgelehnt wurde er auch mit den Stimmen der AfD. Diese hat in ihrem Grundsatzprogramm zwar die Forderung nach einem Abzug aller fremden Truppen festgeschrieben. Petr Bystron wies hingegen in seiner Rede darauf hin, daß etwa im Iran ein Regierungswechsel mit allen Mitteln im Sinne des Westens sei, ohne freilich die Lehren aus bisherigen Interventionskriegen ebenjener »freien Welt« zu ziehen, die nicht nur eine Migrationswelle (gen Europa, nicht gen USA) in Gang setzte. Ein weiteres Beispiel für diese Nachahmung in antinationaler Art und Weise war eine Pressemitteilung, die Bystron gemeinsam mit Bundessprecher Jörg Meuthen einige Wochen später veröffentlichte: Unter Verweis auf Holocaust, Antisemitismus und bleibende Schuld wurde die »aktuelle israelfeindliche Politik der Bundesregierung« scharfer Kritik unterzogen; im Laufe des Jahres wiederholte sich derartiges immer wieder.

»Ist die Lehre aus der Geschichte die, daß es darauf ankomme, auf der Seite der Sieger zu stehen? Oder wäre sie nicht vielmehr so zu ziehen, daß man als Deutscher gut daran täte, vom einen nicht ins andere Extrem zu schlagen, also wiederum (nur diesmal auf Seiten der ›Zivilisation‹) an einer blutigen Neuordnung beteiligt zu sein?«

Götz Kubitschek: »Die peinlichen Musterschüler«, sezession.de vom 24. Januar 2020.

Die Prototypnachahmer können nicht begreifen, daß sie mit der Instrumentalisierung des Massenmords zu politischen Zwecken nicht nur US-Amerikaner nachbilden, sondern auch das Kartell aus Altparteien und Medien, die hierzulande seit Jahrzehnten Diskussionen über Identität, Geschichtspolitik oder Grenzsicherung nach diesem Schema drosseln. Die nötige Verteidigung des Eigenen wird von diesen Kreisen mit moralpolitischen Verweisen unterminiert, es sind *ihre* Waffen – sie zu übernehmen ist sinnlos, und naiv ist zu glauben, man könne sie ummünzen. Man erhält keine Satisfaktion durch die Herrschenden, wenn man »auf jene Ruhe hofft, die der Lehrer dem Musterschüler gewähren mag« (Kubitschek).

Der Aufguß des aggressiven »Surrogat-Nationalismus« (Martin Lichtmesz) unter Anrufung der USA und Israels wurde vor einigen Jahren schon von Karlheinz Weißmann inhaltlich zurückgewiesen und widerlegt. Allein, bloße Argumente zählen in Real- und Metapolitik selten. Also galt es in diesem Jahr und gilt es auch in der Zukunft, der lebendigen Basis des patriotischen Spektrums bei diesen wie bei anderen umkämpften Themenbereichen ins Gedächtnis zu rufen, daß die Vertreter der AfD als einer nationalpopulistischen Kraft ihre Mandate und politischen Einflußmöglichkeiten erhalten haben, weil ihre Wähler eine Politik *für* Deutschland erwarten. Daß einige prominente Vertreter dieser Partei – ob in der Causa Iran Anfang des Jahres oder bei der US-Präsidentschaftswahl Ende des Jahres – neokonservativer als Neocons, republikanischer als US-Republikaner, (klischee-)amerikanischer als (Klischee-)Amerikaner wirken, kommt einer Negation des Wählerinteresses gleich. Woher kommt der Drang, sich dem parlamentarischen Betrieb und seiner Typenlehre zu unterwerfen? Ein zentraler Grund ist, daß die Politik der *Reeducation,* des Mammutprojekts der »Umerziehung« der Bundesdeutschen, als erfolgreiches mentalitätspsychologisches Experiment anzusehen ist. Die forcierte Entfremdung der Deutschen von ihrer eigenen Geschichte, Mentalität, Denkweise usw., die zu dem von Armin Mohler als »Nationalmasochismus« beschriebenen Phänomen der Gegnerschaft zum volklichen Selbst führt, ging darüber hinaus, den Hitlerismus zu überwinden. Stefan Scheil hat diese Umgestaltung der deutschen Psyche durch US-amerikanische Stellen als *Transatlantische Wechselwirkungen* umrissen, Caspar von Schrenck-Notzing als *Charakterwäsche* nachgezeichnet, und Hans-Joachim Arndt legte in *Die Besiegten von 1945* den Fokus darauf, daß am 8. Mai 1945

eben nicht allein der Nationalsozialismus Hitlers, sondern »alle deutschen Staatsbürger als Besiegte behandelt wurden« (weshalb die *Sezession* am 8. Mai 2020 eine einführende Literaturschau zur Ambivalenz der totalen Niederlage veröffentlichte). Die Westalliierten schickten sich an, »ausdrücklich in die Bewußtseinsstruktur der Besiegten einzugreifen«, und Besiegte, das waren nach Ansicht der Besatzerstrategen alle Deutschen, die sich seit Jahrhunderten »gegen die Zivilisation« gestellt hätten, wie Arndt konkludierte. Daß diese Bewußtseinsmodifikation gelang, ist ausgemacht, und man sollte als Politiker des alternativen Lagers zu Scheil, Schrenck-Notzing und Arndt greifen, wenn man die Entwicklungsstränge sezieren möchte – am besten, bevor man Mandate antritt. Der Zusammenhang zwischen Nationalmasochismus und Nachahmung US-amerikanischer Narrative muß daher in die Bestandsaufnahme eines tatsächlichen oppositionellen Lagers dies- wie jenseits der Parlamente einbezogen werden. Wer kritikresistent stetige »Selbstumerziehung« betreibt, »kann nie sicher sein, daß man nicht eines Tages den Finger in die Wunde legt und nicht länger duldet, daß schlechte Aufführung durch den Verweis auf gute Absicht gerechtfertigt wird« (Caspar von Schrenck-Notzing).

Sicher: 2020 kennt auch gegenteilige Beispiele, und das heißt: 2020 kennt Situationen, in denen die gute Absicht mit guter Aufführung einherging. Denn in Thüringen agierte der Landesverband der AfD »konstruktiv-destruktiv«. Jemanden so »auf einen Stuhl« zu setzen, vermerkte Kubitschek, »daß es in Berlin einem anderen Stuhl die Beine abschlägt« mache das »taktische Arsenal der AfD um eine feine Variante reicher«. Gemeint war bei diesem Aufschlag in der *Sezession* jener Coup der Mannschaft um Björn Höcke, Torben Braga und Stefan Möller, der Angela Merkel dazu brachte, die landespolitischen Ereignisse aus ihrem Südafrikaaufenthalt heraus zum Kippen zu bringen: Die Wahl Thomas Kemmerichs (FDP) zum Ministerpräsidenten sei »unverzeihlich«, müsse revidiert werden – was denn auch geschah. Bodo Ramelow (Die Linke) konnte unter expliziter Duldung durch die CDU Rot-Rot-Grün fortsetzen. Natürlich ist dies kein »Sieg der Demokratie« über die AfD, die einem FDP-Kandidaten ihre Stimmen lieh, sondern ein Sieg des antifaschistischen Mosaiks. Was nach Kemmerichs Wahl in Gang gesetzt wurde, kann in einem Lehrbuch für die erfolgreiche Verquickung genuin *linker* meta- und realpolitischer Bausteine Geltung finden: Druck der Straße (Demonstrationen), Militanz des Milieus (Anschläge, Bedrohung Kemmerichs und seiner Familie), Skandalisierung durch prominente Politiker (NSDAP-Analogien), Lähmung der »Mitte« durch massenmedialen Druck, »Lösungsangebote« (Erpressungsforderungen) durch die Linksparlamentarier in Erfurt (Neuwahl des Ministerpräsidenten, Kleinbeigeben von CDU und FDP). Das Resultat: ein Sieg Ramelows nach verlorener Wahl – Metapolitik trifft Realpolitik trifft zynische Machtpolitik.

Eine Zäsur war auch »Hanau«, als ein Psychopath im Februar zehn Menschen, darunter seine Mutter, tötete. Für die *Sezession* analysierte Martin Lichtmesz diesen Fall (wie auch die Causa George Floyd im Sommer) und prognostizierte, daß die durch den Multikulturalismus erzeugten Friktionen noch etliche Zeitbomben aktivieren würden, »die durchaus ins Gebiet der Psychiatrie fallen«. Dazu gehören, so Lichtmesz, auch viele der islamistischen Attentate, die amoklaufartige Züge aufweisen: »Wenn die Zivilisation brüchig wird, fungieren psychisch Labile wie Seismographen.« Die Offensichtlichkeit dessen, daß in Hanau kein »Rechter«, sondern ein apolitischer Irrer die Tat beging, bemerkte indessen nicht jeder in und um die AfD. Meuthen und Umfeld übernahmen das »Narrativ« der antifaschistisch usurpierten Mainstreampresse und ätzten gegen AfD-»Flügel« und außerparlamentarisches Vorfeld. Dabei schien dies realitätsfern, und der Flügel befand sich ohnehin in Auflösung. Bereits im März verkündete Höcke über die *Sezession* das Ende des lockeren Netzwerks: »Der ›Flügel‹ weiß, was er geleistet hat. Er weiß aber auch, daß er ebenso wie die Partei kein Selbstzweck ist. […]. Was diese Partei vom Basismitglied bis zum Bundesvorstand braucht ist: Gelassenheit, vor allem dann, wenn Forderungen von außerhalb der Partei kommen.«

Gelassenheit – diese Gemütslage war im weiteren Jahresverlauf kaum zu erlangen. Beobachtung durch den Verfassungsschutz (VS) von AfD-Gliederungen und IfS/*Sezession* sowie die im März Fahrt aufnehmende Coronapandemie prägten die folgenden Quartale. Im Hinblick auf Corona

»Die eigentliche Gefahr der Selbstverharmlosung besteht darin, ab einem bestimmten Zeitpunkt vom Betteln um Verständnis für das eigene, ganz harmlose Programm nicht mehr lassen zu können, also Gelände geräumt zu haben in der Hoffnung, der Gegner würde das Feuer einstellen. So kommt es aber nie, und das ist der Grund, warum man der Hoffnung auf Anschlußfähigkeit die eigene Agenda nicht opfern sollte: Irgendwie wird man am Ende doch an ihr gemessen.«

Götz Kubitschek: »Verhaltenslehren – ein kleines Lexikon«, in: *Sezession* 96 (Juni 2020), S. 54–59, hier 59.

entschied sich unser Kreis von Anfang an für das Prüfen sämtlicher Sichtweisen. Autoren wie Caroline Sommerfeld, Martin Lichtmesz oder Martin Sellner beleuchteten Entwicklungen des »Corona«-Narrativs und die damit einhergehenden gesundheitspolitischen Maßnahmen und öffentlichen Prozesse (darunter auch die vieldiskutierten Demonstrationen), die diese begleiteten. Betroffen sind ja auch unsere eigenen Branchen: das Verlagswesen und die gesamte Publizistik. Da der lokale Buchhandel in verschiedenen Lockdownstufen des Jahres stillgelegt wurde, kauften auch Grossisten keine Bücher mehr ein. Während zahllose Verlage und Periodika staatlich gerettet werden mußten, konnten wir aufgrund der geleisteten Vorarbeit das Tal aus eigener Kraft überbrücken. Keines der Bücher im Verlag Antaios wird bezuschußt, und die *Sezession* erscheint auch in ihrem 18. Jahrgang ohne jede Subvention. Sie hat – Stand November 2020 – über 4000 Abonnenten und verkauft je 350 Einzelhefte zusätzlich. Sie kommt seit Jahren ohne jede Beihilfe aus. Redaktion und Autorenstamm hoffen dabei, daß der Staat diejenigen Bürger unterstützt, die nicht viel zurücklegen konnten und nun abgefedert werden sollten. »Diejenigen aber«, so Kubitschek in einem Leitartikel Mitte des Jahres, »für die das ›Wir‹ der Nation eine überholte, eine geradezu krankhafte Angelegenheit ist, hoffen nun auf die Solidarität eben jener Ordnungsstruktur, von der sie nichts halten. Ihnen wird auch weiterhin der Stolz fehlen, sich nicht wie Schmarotzer zu verhalten«.







Aber auch an IfS und *Sezession* gingen die Coronaverordnungen nicht spurlos vorbei. Zahlreiche Veranstaltungen mußten abgesagt oder ins letzte Drittel des Jahres verlegt werden, bevor die verschärften Maßnahmen ab Ende Oktober dies unmöglich machten. »125 Jahre Ernst Jünger«, die würdige Feier eines unserer großen Autoren, konnte im frühen Herbst nur in kleinem Rahmen an der Berliner Stadtgrenze begangen werden, und eine Wiederholung Ende Oktober in Dresden fiel ganz aus. Notsituationen wekken die Kreativität bei denen, die findig sind, und so nutzten wir die Krise für die weitere Professionalisierung des »kanals schnellroda« bei YouTube, Spotify und Co. Der Jünger-Abend mit Kubitschek und Lehnert wurde kurzerhand ins Digitale verlegt und konnte am 28. Oktober und in den Folgetagen als erster Livestream aus Schnellroda Tausende Zuschauer erreichen; ein Format, das wir 2020 ebenso ausbauten wie verschiedene Podcasts (»Am Rande der Gesellschaft«, Heft- und Buchbesprechungen usf.).

»Die Kampagne lief nach dem üblichen Muster ab; hier wird Schicht für Schicht immer wieder dasselbe Bild aufgetragen und verfestigt, daß im kollektiven Bewußtsein die Angst vor einer permanenten ›rechten Gefahr‹ erzeugen soll. Der (im Fall Hanaus buchstäblichen) Psychose des Täters folgt die mediale ›Psychose‹, die zum Teil politischem Kalkül entspringen mag, zum Teil tatsächlich Züge von Massenwahn trägt.«

Martin Lichtmesz: »Hanau und ›The Hunt‹ – die brüchige Zivilisation«, in: *Sezession* 95 (April 2020), S. 20–23, hier 21.

In diesem Segment drängte die andauernde Coronakrise ohnehin unser gesamtes Milieu zur stetigen Vertiefung. Neben dem Schnellrodaer Motor sah 2020 weitere neue, zum Teil sehr junge und ambitionierte Projekte an den Start gehen, darunter die ökologische Quartalszeitschrift *Die Kehre* des *Sezession*-Autors Jonas Schick, das virtuelle *Konflikt Magazin* oder verschiedene Innovationen der rechten »NGO« EinProzent. Deren Retro-Computerspiel »Heimat Defender« wurde zehntausendfach heruntergeladen. Präsentiert wurde es unter anderem auf der IfS-Sommerakademie im September, die aufgrund der Coronarestriktionen unter anderen Vorzeichen als gewöhnlich stand. Nur 90 Gäste durften nach Schnellroda reisen und drei Tage lang mit den Referenten zum Themenbereich »Staat und Ordnung« arbeiten, der zugleich das Oktoberheft der *Sezession* füllte.

Bemerkenswert: All diese außerparlamentarischen Vorhaben werden von idealistischen Mitstreitern mit knappen Ressourcen gestemmt. Dies

kann von AfD-Projekten nicht immer gesagt werden. Negativer Höhepunkt 2020 war unstrittig jene Parteikampagne, die »Gemeinsam für das Grundgesetz« heißt. Auf dem eigens eingerichteten YouTube-Kanal kann man sich Meuthen, Alexander Wolf oder Beatrix von Storch ansehen, wie sie dem VS zu erklären versuchen, wieso sie besonders loyale Bundesrepublikaner seien. Genau so und nicht anders will es das Establishment haben: eine domestizierte, gelähmte, in relevanten Teilen abgelenkte Parteispitze. Die Zugriffszahlen von maximal wenigen hundert Zusehern sind auch Ende 2020 noch bedauernswert, und der dafür investierte Betrag übersteigert das Jahresbudget 2020 von IfS, Ein Prozent und Co. zusammengenommen. Erneut stand man damit ab Sommer des Jahres vor einem eklatanten Problem: Jene Alternative, die in einer zu erwartenden Krise das Auffangbecken für Unzufriedene und in Notlagen geratene Personen sein sollte, in das der unausweichliche Protest der vielen Millionen Krisenverlierer abfließen könnte, beschäftigt sich stümperhaft mit jenem Instrument namens VS, das in IfS-Studien, *Sezession*-Analysen und Vorträgen als Konkurrenzschutz demaskiert wurde. Naturgemäß ist dies auch Engagement »in eigener Sache«, denn zum einen nutzten Akteure um Erika Steinbach die VS-Keule, um IfS-Leiter Erik Lehnert aus dem Vorstand der AfD-nahen Desiderius Erasmus Stiftung (DES) entfernen zu lassen. Sie konnte auf Angst der Mehrheit vor Ungewißheit und sozialer Ächtung vertrauen. »Perfide ist«, formulierte Lehnert, »wer Angst schürt, wo keine sein müßte. Aus Angst ist noch nie etwas Gutes erwachsen.« Zum anderen gilt »in eigener Sache«, weil man seit Mitte 2020 das IfS und diese Zeitschrift als »Verdachtsfall« beobachtet. Dies ist eine logische Abfolge jüngster Entwicklungen, die man schablonenartig in zwei Stränge einordnen kann: Erstens ist die fortwährende Verschärfung der Nutzung des Instrumentariums VS durch die Große Koalition und ihre Ergänzungsspieler zu nennen. Das Bundesamt für Verfassungsschutz (BfV) und die 16 Landesämter für Verfassungsschutz (LfV) dienen seit jeher, verstärkt seit dem Aufkommen wirkmächtiger Oppositionsströmungen, als Schild und Schwert des Establishments. Es geht nicht um Inhalte, nicht um Bekämpfung aggressiver Aktivitäten gegen Grundgesetz und Grundrechte – es geht um reine Machtfragen. Opposition, und zwar jede grundsätzlich ausgerichtete, soll behindert und ausgeschaltet, abweichende Meinungen sanktioniert werden. Der VS ist kein neutrales Instrument, sondern Machtmittel, keine abwägende Behörde, sondern politischer Akteur.

»Mit Thomas Haldenwang steht dem BfV ein Präsident vor, der seinen Auftrag politisch interpretiert. Alles, was die linke Diskurshoheit gefährdet, soll entsprechend markiert, isoliert und schließlich vernichtet werden. Aber das Schwert ›Verfassungsschutz‹ wird immer stumpfer, weil sich mittlerweile herumgesprochen hat, dass es nicht zur Verteidigung des Grundgesetzes geführt wird, sondern um politische Konkurrenz auszuschalten. Das Spiel ist jedesmal dasselbe, ob es nun die AfD, die IB oder das IfS trifft.«

Erik Lehnert: »Der Zeitgeist muss sich wandeln, sonst wandelt sich gar nichts«, tagesstimme.com vom 23. April 2020.

Zweitens muß in diesem Zuge an die erfolgreichste metapolitische Setzung der jüngsten Zeit erinnert werden: die linke Umdeutung des Charakters des Grundgesetzes (GG). Der frühe antitotalitäre Grundkonsens, der in der etablierten Politikwissenschaft der letzten Jahrzehnte extremismustheoretisch normiert wurde, ist aufgelöst. Verkürzt dargestellt umfaßte dieser, daß die Verfassung durch eine »wehrhafte Demokratie« gegen all jene zu verteidigen sei, die beabsichtigen, die Grundrechte und ehernen Regeln des Grundgesetzes machtpolitisch zu unterminieren. Diese Vorstellung, vertreten durch Politikwissenschaftler um den Chemnitzer Forscher Eckhard Jesse, wurde gekippt; das lag an Unzulänglichkeiten der eigenen Extremismustheorie ebenso wie an Dekonstruktionsarbeiten linker *pressure groups* bei nachhaltiger Wühlarbeit durch politmediale Akteure einschließlich der GEZ-Sender.

Auch die Frage der Gemeinnützigkeit des IfS tauchte in diesem Kontext über das Jahr hinweg immer wieder auf. Das Finanzgericht Sachsen-Anhalt ist dabei der Argumentation des Instituts gefolgt und hat die Entscheidung des Finanzamts aufgehoben, und zwar rückwirkend zum 1. Januar 2020. Nichts hatte dieser Gemeinnützigkeitsstreit mit der Äußerung des Bundesamtes für Verfassungsschutz zu tun, man beobachte nun, weil man »Anhaltspunkte« für den »Verdacht« habe, wir seien dabei, die freiheitliche demokratische Grundordnung in Frage zu stellen. Mehr hat der VS nicht vorzubringen, und weil das so ist, begeht das IfS im Dezember sein zwanzigjähriges Bestehen mit einer Festschrift und blickt auf das Jahr 2021, das neue Projekte, bewährte Konzepte, ungeahnte Entwicklungen und zahlreiche Chancen zum metapolitischen Angriff bieten wird. Zwischen Corona und Krisenpolitik wächst ein lebendiges und selbstbewußtes Milieu, das als *Superspreader* von neurechter Theorie und Praxis, konservativer Bildung und Forschung seinen angemessenen Teil zur dringend nötigen Tendenzwende leisten will: »Das Aufbegehren ist die freie Wahl« (Volker Braun). ■

Reise ins Herz des Welthandels

von Guillaume Travers

Containerschiffe sind die wahren Triebwerke des Welthandels. Ohne sie gäbe es keine Globalisierung des Handels, da 90 bis 95 Prozent der Waren auf dem Seeweg transportiert werden. Der Seeverkehr aber unterliegt nicht den Beschränkungen – weder den arbeitsrechtlichen Regelungen noch anderen Normen, auch nicht den Umweltstandards –, denen sonst ein jeder unterworfen ist. Mehr noch: Einem Sonderrecht im Versicherungsbereich verdanken es diese schwimmenden Plattformen, die unter Billigflaggen segeln, daß sie ihre ganze Verantwortung auf die Gesellschaft – in diesem Fall: auf uns – abwälzen können. Sie sind die blinden Passagiere des Welthandels: Sie zahlen den tatsächlichen Preis ihrer Fahrkarte nicht. An ihrer statt kommen wir dafür auf. Ein Tauchgang in trüben Gewässern.

Der hier in der Übersetzung von Christa Nitsch wiedergegebene Aufsatz Guillaume Travers' erschien im französischen Original in der 185. Ausgabe des Magazins *éléments* (August/September 2020). Im Untertitel (»Containerschiffe – die Sans-Papiers-Milliardäre der Globalisierung«) findet sich eine Anspielung auf ›sans-papiers‹. Damit werden in Frankreich im allgemeinen illegale Ausländer bezeichnet, im besonderen Migranten ohne gültige sogenannte Aufenthaltspapiere.

August 2019: In Frankreich drängt man sich wie überall im Supermarkt vor den Regalen für Obst und Gemüse. Vor ihren Augen Zwiebelsäcke aus Neuseeland, Australien oder Tasmanien. Das Kilo kostet ungefähr einen Euro. Heißt dies, daß die Reise aus Sydney oder Auckland nur einige Cents gekostet hat? Denn man mußte inzwischen noch den Landwirt bezahlen, die Großhändler, die Zwischenhändler, den Verkehrsunternehmer, der die Verbindung zwischen einem europäischen Hafen und dem Gemüsestand im Supermarkt herstellt, den Supermarkt selbst usw. Eine schwindelerregende Frage drängt sich auf: Wie ist das möglich? Daß Güter von erheblichem Wert die Welt durchqueren, ist leicht eingängig. Das war – man denke nur an die Edelmetalle oder die Gewürze – fast schon immer der Fall gewesen. Aber Zwiebeln? Die in jedem Garten wachsen? Die fast nichts wert sind? Und da gibt's noch eine Menge anderer lächerlicher Waren, die bloß einen Pfifferling wert sind. Bleistifte, Küchenzubehör usw.

»Es ist merkwürdig, daß der Mensch, wenn er an einer Küste steht, natürlicherweise vom Land aufs Meer hinaus schaut und nicht umgekehrt vom Meer ins Land hinein.«

Carl Schmitt: *Land und Meer. Eine weltgeschichtliche Betrachtung* (1942), Stuttgart 2016, S. 9.

Auf der Suche nach einer ersten, vorläufigen Antwort wenden wir uns einem der großen europäischen Häfen zu: Antwerpen, Rotterdam oder Hamburg. Im Juni 2020 kam es in Hamburg zu folgendem Ereignis: Das größte Containerschiff der Welt, die »HMM Algeciras«, lief das erste Mal einen europäischen Hafen an. Die Abmessungen des Frachters sind beeindruckend: über 400 Meter lang, 61 Meter breit. Die Ladung ist mehrere Milliarden Euro wert, verteilt auf fast 24 000 Standardcontainer, die, hintereinander aufgestellt, eine 146 Kilometer lange Reihe bilden würden. Der Megafrachter bewegt sich mit einer Geschwindigkeit von 14 Knoten fort, was ihm erlaubt, 600 Kilometer am Tag zurückzulegen. Der durch diesen Koloß verursachte Energieverbrauch und die dabei entstehende Umweltverschmutzung sind schwer abzuschätzen; einmal Volltanken kostet mehrere Millionen Euro. Die »HMM Algeciras« fällt da nicht aus dem Rahmen. Mehrere tausend Handelsschiffe überqueren täglich die Weltmeere. In zwanzig Jahren hat sich ihre Anzahl verdoppelt, und größer sind sie auch geworden. Die Taufe eines jeden dieser Schiffe wird von großem Pomp und überschwenglichen Zeitungsartikeln begleitet. Die

»HMM Algeciras«, Eigentum der Hyundai-Gruppe (»HMM« bedeutet »Hyundai Merchant Marine«), wurde im April letzten Jahres während einer feierlichen Zeremonie in Anwesenheit einer vielköpfigen Ansammlung von politischer Prominenz aus Seoul vom südkoreanischen Staatspräsidenten getauft.

Die Billigflaggen

Um einen Blick hinter die Kulissen werfen zu können, muß man die Flagge, die auf der »HMM Algeciras« weht, einmal genauer in Augenschein nehmen: Da flattert keine koreanische Flagge, sondern eine … panamaische. Erstaunlich? Nun, herkömmlicherweise hatten alle großen Seefahrernationen (Briten, Franzosen, Dänen, Griechen, Japaner usw.) ihre eigene Handelsmarine: die Schiffe hißten die Nationalflagge und waren den arbeitsrechtlichen Regelungen und den Umweltstandards des eigenen Landes unterworfen. Aber diese Zeiten sind längst passé. Die internationale Handelsschiffahrt wurde vor mehreren Jahrzehnten aus der Bahn geworfen – und zwar durch das Aufkommen und später die allgemein üblich gewordene »Ausflaggungspraxis«.

Was ist darunter zu verstehen? Die Flagge eines Schiffes entspricht juristisch gesehen seiner »Nationalität«. Demnach ist ein Schiff, das die Flagge Panamas führt, dem panamaischen Recht unterworfen und wird im Falle eines Rechtsstreits (Zusammenprall, Ölpest usw.) vom internationalen Recht als panamaisches Schiff angesehen. Historisch entsprach die »juristische« Nationalität eines Schiffes fast automatisch seiner »effektiven« Nationalität: Ein Schiff mit koreanischen Eignern, auf dem Koreaner arbeiteten, hißte selbstverständlich die koreanische Flagge. Die Ausflaggung (der Wechsel der Nationalflagge) hingegen erlaubt eine Entkopplung der »effektiven« von der »juristischen« Nationalität. So wird beispielsweise die »HMM Algeciras« vom internationalen Recht als panamaisch eingeordnet, wo sie doch »effektiv« koreanisch ist: Weder wurde ihr Bau von panamaischem Kapital finanziert, noch stammt an Bord auch nur ein einziges Besatzungsmitglied aus Panama, sie ist niemals nach Panama gefahren und wird dort wohl auch nie einen Hafen anlaufen. Einzig und allein ihre Schiffspapiere sind panamaisch.

»Das Meer widersetzt sich von Natur aus jeglicher Aufteilung, jeglicher Verwurzelung. Es hat eine einheitliche Ausdehnung, einen ununterschiedenen Raum, eine mobile Anomie, die kein stabiles Zentrum kennt. Vom geophilosophischen Blickwinkel aus betrachtet, ist es das flüssige Äquivalent der Wüste.«

Alain de Benoist: *Carl Schmitts »Land und Meer«*, Schnellroda 2019, S. 26f.

Die Billigflaggen tauchen ab den 1920er Jahren auf, und zwar gerade in Panama. Mitten in der Prohibitionszeit hatten US-Reeder begonnen, Schiffe nach Panama auszuflaggen, um die Passagiere mit Alkohol versorgen zu können. Und da diese Schiffe regelmäßig den Panamakanal passierten, um die West- und Ostküste der Vereinigten Staaten zu erreichen, blieb zu Panama eine enge Verbindung bestehen. Panama verstand recht schnell, daraus seinen Vorteil zu schlagen: Es lockerte seine Schiffahrtsrichtlinien, um seine Flagge ausländischen Schiffen übertragen zu können, die hier bald nicht einmal mehr Zwischenstopps einlegen mußten. Panama streicht dabei die Registrierungsgebühren für das ausländische Schiff ein. Man spricht von »offenen Registern«: Wenn es gewissen Anforderungen genügt, darf jedes Schiff der Welt gegen bescheidene Gebühren juristisch ein panamaisches werden. Das Auftauchen der Billigflaggen entspricht also der Etablierung eines Marktes, auf dem mit den »Nationalitäten« der Schiffe gehandelt wird. Aber es ist dies ein Markt, wo es sozusagen nur Vorteile gibt und überhaupt keine Kosten: Wenn nämlich ein Staat einem ausländischen Bürger seine Staatsbürgerschaft verleiht, geht er ihm gegenüber Verpflichtungen ein (er verpflichtet sich, ihm gewisse Sozialleistungen zu zahlen, ihm gewisse Dienstleistungen anzubieten) – dies alles fällt hier weg. Tatsächlich wird ein Staat, der seine Flagge bereitwillig einem Schiff abtritt, dieses höchstwahrscheinlich nie in seinen Küstengewässern sehen. Etwaige Umwelt- oder anderweitige Schäden müssen andere tragen.

Die Binationalen der Meere

Panamas Flagge war früh ein spektakulärer Aufstieg beschieden, und bald schon sollten andere Länder folgen, unter anderem Liberia. Seit 1968 wurde die liberianische Flagge zur weltweit wichtigsten Handelsflagge noch vor derjenigen des Vereinigten Königreichs. Der Niedergang der traditionellen Seemächte hat sich seit den 1980er Jahren beschleunigt. Die Anzahl der Staaten, die ihre Flagge bereitwillig ausländischen Schiffen übertragen, ist stark angestiegen, so daß es heute bereits mehrere Dutzend offener Register gibt. Einige Fälle grenzen ans Lächerliche: Die



»HMM Algeciras« im Hafen von Rotterdam.

Mongolei, ein Binnenland ohne Zugang zum Meer, verkauft seit Ende der 2000er Jahre seine Flagge an ausländische Schiffe. Die Entkopplung des Staatsgebiets von der Nationalität der Schiffe, die dessen Flagge hissen, ist also total. Und es liegt auch auf der Hand, daß ein Schiff, sind einmal alle territorialen Bindungen gekappt, seine Flagge und mithin seine »Nationalität« beliebig wechseln kann, um diese oder jene Reglementierungsentwicklung in den fraglichen Ländern zu seinem Vorteil zu nutzen. Es ist nur eine Frage des Geldes. Heute sind ungefähr 75 Prozent der Schiffe der Welthandelsflotte in Billigflaggenländern registriert, darunter 40 Prozent in den drei Ländern Panama, Liberia und auf den Marshall-Inseln. Einst ein bloßes Randphänomen, sind heute Billigflaggen die Norm.

Ein Reeder hat dank der Billigflaggen unzählige Vorteile. In erster Linie kann er so die Steuerpflicht umgehen. In der Tat wird die Registrierung eines Schiffes in einem Billigflaggenland häufig von der Ad-hoc-Gründung einer Gesellschaft vor Ort begleitet, die formell als Schiffseignerin gilt. Solch eine Gesellschaft ist eine bloße Briefkastenfirma, die keine weiteren Vermögenswerte besitzt, häufig nicht einmal über eine lokale Adresse verfügt und nur dazu dient, Gewinne an das Mutterunternehmen weiterzuleiten. So gehört beispielsweise die »HMM Algeciras« offiziell nicht der Hyundai-Gruppe, sondern Meritz Taurus 1 S. A., einer Gesellschaft panamaischen Rechts. Diese Gesellschaft hat noch nicht einmal einen Briefkasten in Panama, weil ihre Post nach Korea umgeleitet wird.

Ein maßgeschneidertes Recht

Neben der Steuerflucht erlauben Billigflaggen auch die Umgehung aller anderen in traditionellen Seefahrernationen geltenden Vorschriften. Darunter fallen vor allem die Umweltstandards und die arbeitsrechtlichen Regelungen. Traditionellerweise forderten zahlreiche Staaten von den Schiffen, die ihre Flagge führten, daß diese einen gewissen Prozentsatz der Besatzung im eigenen Land rekrutierten. Das wird nun mit den Billigflaggen hinfällig, die durch kein Arbeitsrecht gebunden sind. Mit Ausnahme des Kapitäns wird also die Besatzung heute fast ausschließlich in den Ländern mit den geringsten Lohnkosten rekrutiert, vor allem auf den Philippinen. Die Arbeitsbedingungen sind oft katastrophal. Die Internationale Transportarbeiter-Föderation, die regelmäßig Inspektionen durchführt, weiß von schweren Mißständen zu berichten: keine Arbeitsverträge; nicht ausbezahlte Heuern; Seeleute, die in Häfen zurückgelassen werden, wenn sie krank sind; Schiffe samt Besatzung, die aufgegeben werden, wenn sie zu alt sind etc. Es ist also kein Zufall, daß sich mit Aufhebung der Handelsschranken die Ausbreitung der Billigflaggen beschleunigt hat: In einem wettbewerbsorientierten Umfeld erlaubte sie eine drastische Kostensenkung.

»Der Mensch wird nicht ausschließlich durch seine Umgebung bestimmt, er kann auch auf sie Einfluß nehmen und sie verändern – und im gleichen Zug sich selbst verändern. Er ist ein Landbewohner, aber er ist nicht für alle Ewigkeit an die Erde gekettet. Er kann sich eine andere Form der Existenz suchen. Und so kam es, daß sich der Mensch für eine maritime Existenz entschied.«

Alain de Benoist: *Carl Schmitts »Land und Meer«*, Schnellroda 2019, S. 33.

Zu guter Letzt kann man sich dank der Billigflaggen jeglicher gesetzlichen Verantwortung entziehen. Ein philippinischer Arbeiter, der in einem südamerikanischen Hafen zurückgelassen wird, hat überhaupt keine rechtliche Mittel, um gegen eine in Liberia registrierte Strohfirma vorzugehen: Seine Rückführung in die Heimat geht zu Lasten des Landes, in dem er sich gerade befindet. Die Frage der Haftung stellt sich ganz allgemein bei Seeunfällen und Umweltschäden. Ein Beispiel: Wenn die »HMM Algeciras« eines Tages eine erhebliche Umweltverschmutzung oder einen

anderen Großschaden verursachen würde, könnte sich ein Richter nicht leicht an ihr Mutterunternehmen Hyundai wenden, um von diesem Schadensersatz einzufordern. Er könnte sich nur an die Briefkastenfirma Meritz Taurus 1 S.A. richten, die in Panama der gesetzliche Eigentümer des Schiffes ist und keinerlei Vermögenswerte besitzt, die einen Ausgleich erlauben würden. Die Ausflaggungspraxis ermöglicht also eine Profitmaximierung – indem die Gewinne an die Mutterunternehmen weitergeleitet werden und man die Steuern umgeht – bei gleichzeitiger Verantwortungsminimierung. Im Schadensfall, etwa einer Ölpest, werden die Kosten fast vollständig »externalisiert«, das heißt, von den Staaten getragen, in deren Hoheitsgewässern es zur Havarie kommt. Ist ein privater Gewinn in Aussicht, wird also die Ausübung aller umweltschädigenden maritimen Aktivitäten fast ohne Einschränkungen in Kauf genommen.

Der Umweltskandal

Diese Möglichkeit besteht nicht nur in der Theorie, wie Ölkatastrophen seit mehreren Jahrzehnten hinlänglich bezeugen: »Torrey Canyon«, »Amoco Cadiz«, »Exxon Valdez«, »Erika«, »Prestige«. In allen Fällen werden kaum behebbare Schäden verursacht, und es ist oft unmöglich, bis zum Eigentümer vorzudringen, um von ihm eine finanzielle Entschädigung zu erhalten, die die durch den Schaden entstehenden Kosten decken würde. Ein aktuelles Beispiel ist das Containerschiff »MSC Napoli«, das 2007 trotz gefährlicher Ladung (150 Container mit Pestiziden) im Ärmelkanal aufgegeben wurde. Von der zweitgrößten Reederei der Welt (MSC) betrieben und im Besitz einer nicht minder prosperierenden Gesellschaft (Zodiac Maritime), war der legale Eigentümer dieses Schiffes eine Briefkastenfirma mit Sitz auf den Jungferninseln, Metvale Ltd. Die für Reinigung und Abwrackung (Verschrottung) benötigte Gesamtsumme belief sich für die französischen und britischen Behörden auf 120 Millionen Pfund Sterling, von denen lediglich 15 Millionen von der Versicherungsagentur der »MSC Napoli« eingetrieben werden konnten.

Sind Ölunfälle Extrembeispiele der Umweltbelastung, so stehen sie doch nicht alleine da. In unzähligen Weltgegenden dienen Billigflaggen auch dazu, die Fangquoten (Fischerei) zu umgehen und tragen somit zur Überfischung der Meere bei. Auch hier das bekannte Muster: Wird das Schiff dingfest gemacht, so ist die Rekonstruktion der Verantwortungskette, die erst eine Verhaftung der Eigentümer erlauben würde, unmöglich. Ein Beispiel: Die »Atlantic Wind«, ein Schiff, das oft im Verdacht illegalen Fischfangs stand, hat mittlerweile elfmal Namen und »Nationalität« gewechselt, und fuhr schon unter den Flaggen von Curaçao, Nordkorea, Togo, Tansania, Äquatorialguinea, Sierra Leone usw. Ist die illegale Fischerei auch schwer bezifferbar, dürften doch mindestens 20 Prozent der weltweit konsumierten Fische daher stammen. Überhaupt verwendet die Piratenfischerei Technologien, die mit Blick auf Umwelt und Meeresboden überaus verheerend sind.

»Wenn ich früher einmal die Freibeuter und Seeschäumer der kapitalistischen Frühzeit als ›Partisanen des Meeres‹ bezeichnet habe, so möchte ich das heute als terminologische Ungenauigkeit korrigieren. Der Partisan hat einen Feind und ›riskiert‹ etwas ganz anderes als der Blokkadebrecher und der Konterbandenführer.«

Carl Schmitt: *Theorie des Partisanen. Zwischenbemerkung zum Begriff des Politischen* (1963), Berlin 1995, S. 35.

Schließlich erlauben Billigflaggen auch, sich leicht der Verpflichtung zu Recycling und Abwrackung der Altschiffe zu entledigen. Man begreift unschwer, daß ein fachgerechtes und sicheres Entsorgen dieser manchmal von Schweröl und anderen toxischen Substanzen (vor allem bei Tankern) imprägnierten Metallmassen sehr kostspielig ist. In der Praxis entgeht mehr als 90 Prozent der weltweiten Abbruchtonnage einem ordnungsgemäßen Abwracken durch die *beaching* genannte Methode (ein Schiff wird bei Springflut mit voller Kraft auf den Strand gefahren). De facto enden beinahe alle ausrangierten Containerschiffe, Schüttgutfrachter und Tanker an einem Strand in Bangladesch, Pakistan oder Indien, wo sie unter desolaten Bedingungen verschrottet werden: Tanks werden ins Meer entleert, Treibstoff und toxische Substanzen laufen aus, nicht abbaubare Stoffe werden emittiert. Dies Verfahren ist am Strand von Chittagong in Bangladesch am weitesten fortgeschritten: Photos zeigen Hunderte von Container- und anderen gestrandeten Schiffen nebeneinander aufgereiht. Seit 2009 sind hier 6555 schrottreife Schiffe »gebeacht« worden. Dies Ausrangieren auf den »Friedhöfen der Globalisierung« ist eine absolut gängige Praxis, die Regel also und keineswegs die Ausnahme. Alle Großreedereien machen mehr oder weniger mit, wobei sie allerdings einen pfiffigen Trick anwenden, der ihnen erlaubt, das Gesicht zu wahren: Einige Tage oder Wochen, bevor man das Schiff beacht, wird es, oft umbenannt und unter

neuer Flagge, an einen Mittelsmann weiterverkauft. Diese Mittelsmänner, *cash buyer* genannt, spezialisieren sich auf den Aufkauf schwimmender Wracks, die sie gegen ein Entgelt für den Metallwert auf einen Strand auflaufen lassen, wo das Metall von lokalen Niedriglohnarbeitern wiedergewonnen wird. Die Großreeder können hinterher behaupten, vom Verbleib ihres verkauften Schiffes »keinerlei Kenntnis« gehabt zu haben – eine billige Komödie, denn die Methode wird systematisch angewendet.

Die Vermarktung des Rechts

Angesichts dieser Lage reagierten die traditionellen Seemächte mit dem einzigen ihnen verbliebenen Mittel: mit der Möglichkeit, den Schiffen, die ihre Häfen anliefen, gewisse Regeln aufzuerlegen oder gewissen Schiffen den Zugang schlicht zu verwehren. Dies wiederum führte logischerweise zu einer Spezialisierung der Billigflaggen. Der Eigentümer eines neuen Schiffes will dieses natürlich nicht unter einer Flagge mit ruinierter Reputation segeln lassen, die es in unzähligen Häfen verdächtig machen würde und langwierige, kostspielige Kontrollen nach sich zöge. Es kann also eine wachsende Tendenz beobachtet werden, zwischen »guten« und »schlechten« Billigflaggen zu unterscheiden. Das ist nur logisch: Da Billigflaggen einen »Deal mit der Nationalität« erlauben, überlebt ein Staat im Konkurrenzkampf nur, wenn er sich ein besonderes Segment des Marktes zu sichern weiß. Während sich Panama und Liberia auf relativ neue Schiffe spezialisieren, spezialisieren sich andere auf Wracks. So bieten die Inselstaaten Palau oder Niue – Vorbilder im Umweltschutz, wie sie sich rühmen – einem Schiff den Erwerb ihrer Flagge für die ausdrücklich »letzte Fahrt« an. Dementsprechend führen seit zwei Jahren 30 Prozent der Schiffe, die in Bangladesch oder Indien auf Strand gesetzt werden, die Flagge Palaus … einer Insel mit 21 000 Einwohnern, deren Hauptstadt Melekeok mit ihren 299 Einwohnern die am dünnsten besiedelte der Welt ist.

»Die Verbindung zwischen der liberalen Ideologie und dem maritimen Element ist in der Apologie des Marktes zu suchen: denn auch der kommerzielle Handel kennt keine Grenzen. […] Global gesprochen, ist die Neuzeit insofern maritim, als sie das Primat der Ökonomie über die Politik, das repräsentative parlamentarische System und den moralischen Universalismus verankert.«

Alain de Benoist: *Carl Schmitts »Land und Meer«*, Schnellroda 2019, S. 72f.

Angesichts dieses Skandals sollte man aber nicht meinen, daß der Konkurrenzkampf, den sich Kleinstaaten (immer häufiger Inseln in der Karibik oder im Pazifischen Ozean) auf dem »Markt der Nationalitäten« liefern, eine tatsächliche Konkurrenz zwischen Staaten sei. In den meisten Fällen nämlich sind die »Register«, die die Zuteilung der Flaggen verwalten, Handelskonzerne in einigen der traditionellen Schiffahrtsnationen. Das Palau International Ship Registry beispielsweise hat seinen Sitz im Hafen von Piräus in Griechenland, und sein Geschäftsführer Panos Kirnidis ist auch Grieche. Die Register von Niue und der Mongolei haben ihre Basis in Singapur, die von Barbados und St. Kitts und Nevis in Großbritannien, das Register von Antigua und Barbuda in Deutschland, dasjenige von Liberia in den Vereinigten Staaten etc. Hinter den Billigflaggen stecken also Anwaltskanzleien oder Unternehmer, die, von den traditionellen Seemächten aus agierend, die Behörden der »kleinen« Staaten überzeugen, ihnen die Verwaltung der eigenen Flaggen gegen eine Linzenzgebühr zu überlassen. Jegliche Verbindung zwischen Territorium und Nationalität ist somit aufgehoben: Die Nationalitätszuweisung ist nicht einmal mehr das Werk von Staatsbeamten, sondern das ausländischer Handelskonzerne. Dies erlaubt den Anwaltskanzleien der traditionellen Seemächte, das Recht nach eigenem Gutdünken umzuschreiben, um so die Zuweisungsbedingungen einer Flagge den Bedürfnissen der Reeder, die ihre Klienten sind, von Fall zu Fall anzupassen. Der Nationalitätenmarkt unterliegt also im weitesten Sinne dem Seerecht, in dem alles darauf ausgerichtet ist, maximale Profite zu erzielen – bei gleichzeitiger Reduktion der Beschränkungen und der Haftung. Das birgt auch Gefahren: 2002 mußte das »offene Register« des Inselstaats Tonga (mit Sitz in Athen) seine Aktivitäten infolge einer Serie von Skandalen (Waffenschmuggel etc.) einstellen. Die Geschäftsleitung entfloh mitsamt dem Geld, das man Tonga schuldete.

Das Problem des Seerechts

Das grundlegende Problem, das durch die Ausflaggungspraxis ins Licht gerückte wird, hatte bereits Carl Schmitt in *Land und Meer* bemerkt: Die hohe See ist keiner staatlichen Souveränität unterstellt, gehorcht nicht zwingend irgend einem nationalen Recht, ist *in fine* ein Raum der Ununterscheidbarkeit. Zumindest seit Hugo Grotius im 17. Jahrhundert ist die »Freiheit der Meere« ein grundlegendes Prinzip des Völkerrechts. Schmitt zitiert Schiller: »Auf den Wellen ist alles Welle«.

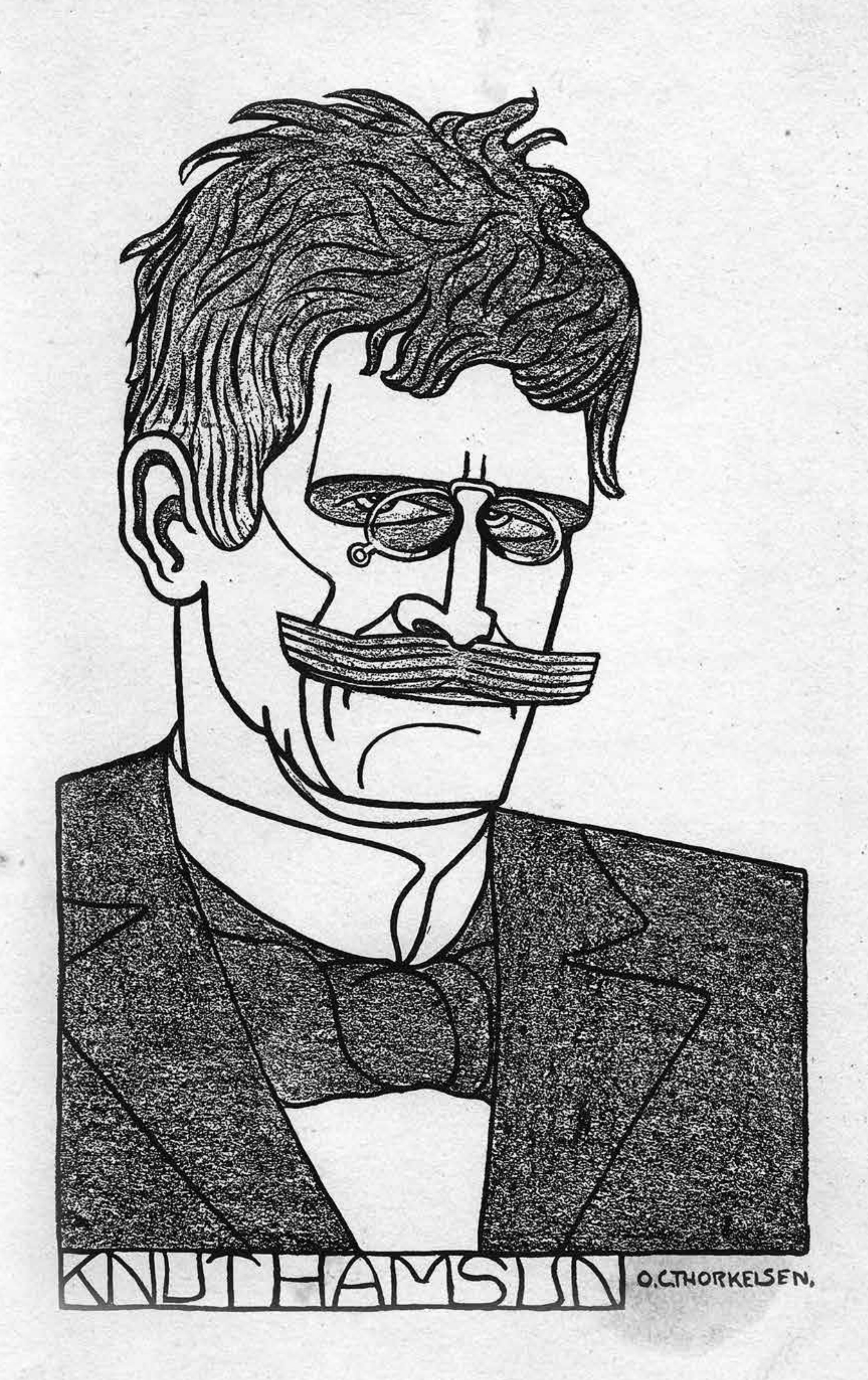
Aber mag das Meer auch jede Souveränität abschütteln, so entkommt es doch nicht der Notwendigkeit einer rechtlichen Regelung: Denn Schaden kann eben auch hier auftreten. Im Lauf der Jahrhunderte entwickelte sich das Seerecht weitgehend am Rande des Rechts der einzelnen Staaten; im Gegensatz zum traditionellen Recht, das immer an ein bestimmtes Gebiet gebunden, also geortet ist, kennt das Seerecht keinen Ort, keine Grenzen, sehr wohl aber einen unbegrenzt bewegten Raum. Das Seerecht ist demnach in seinen Leitprinzipien dem Landrecht entgegengesetzt: Es beruht auf einer Entkopplung von Territorium und Recht, es öffnet Tür und Tor für ein abstraktes Weltrecht. Historisch gesehen eine Randerscheinung, haben die Leitprinzipien des Seerechts in der modernen Zeit so überhandgenommen, daß sie zur Erosion des auf ein konkretes Gebiet bezogenen, klassischen Landrechts führten: Sobald man auf dem Seeweg Gebiete umschiffen kann, die durch diese freie Bewegung der Schiffe miteinander in Konkurrenz geraten, bricht die interne rechtliche Hierarchie dieser Gebiete zusammen, muß sie sich doch den Handelsinteressen, die von den Meeren Besitz ergriffen haben, anpassen. In diesem Zusammenhang ist folgendes bezeichnend: Einige der traditionellen Seemächte wie Frankreich, Deutschland oder Dänemark schufen ihre eigene »Billigflagge«, um ihre Flotten nicht gänzlich zu verlieren. In Frankreich wurde 2005 das Registre International Français (RIF) ausdrücklich zum Zweck geschaffen, das französische Recht international wettbewerbsfähig zu machen.

Und ein letzter Punkt verdient noch Beachtung: Sehr bald schon mußte man den Reedern, damit Schiffe wichtige Ladungen transportieren konnten, mit rechtlichen Ausnahmeregelungen entgegenkommen. Als beispielsweise zu Beginn des 17. Jahrhunderts in England und den Niederlanden die Indienkompanien gegründet werden, sind sie die ersten Handelsgesellschaften, die die Haftung ihrer Anteilseigner beschränken können: Letztere haften im Falle eines Verlustes der Ladung auf dem Meer nur in sehr beschränktem Maße dafür. Ohne diese rechtliche Ausnahmeregelung hätte der Fernhandel wahrscheinlich niemals so einen großen Aufschwung erleben können. Ähnliches gilt für die die Eigentümer der »HMM Algeciras«: Müßten sie persönlich für die Ladung dieses Schiffes haften – mehrere Milliarden Euro –, ist zu bezweifeln, ob sie seinen Stapellauf überhaupt in Erwägung gezogen hätten. Dieses äußerst strittige Ausnahmerecht bezüglich des Seetransports wurde neuerdings von verschiedenen internationalen Abkommen aufgegriffen: Ein »Übereinkommen über die Beschränkung der Haftung für Seeforderungen« wurde 1976 von sozusagen allen Ländern der Erde unterzeichnet und bleibt auch weiterhin der Bezugsrahmen für den Seetransport.

Der Welthandel – eine Piraterie

Am Ende dieser Untersuchung erscheint eine Schlußfolgerung zwingend: Durch das Billigflaggensystem ist der Seetransportsektor fast in seiner Gänze dergestalt strukturiert, daß er zu einer Gewinnmaximierung führt, während er gleichzeitig erlaubt, jeglicher steuerlichen Belastung, allen Sozial- und Umweltvorschriften, der gesetzlichen Haftung im Schadensfall und der Verpflichtung zum Recycling von Schiffen aus dem Weg zu gehen. Die Folgekosten beim Seetransport werden also nicht von den Reedern oder anderen Akteuren des Sektors getragen, sondern im wesentlichen von der »Gesellschaft«. Die Vermarktung des Rechts und das Vorhandensein von Haftpflicht-Ausnahmen erlauben eine künstliche Niedrighaltung der Transportkosten.

Ohne diese rechtlichen Ausnahmeregelungen würde der Seehandel wahrscheinlich weit eher dem ähneln, was er schon immer war: Einem relativ randständigen und nur Luxusgütern vorbehaltenen Aktivitätsfeld. Überdies wären Deindustrialisierung und die diese begleitenden sozialen Folgen nicht so verheerend gewesen. Ein System der unbegrenzten kommerziellen Ausbeutung des Planeten hätte sich nicht etablieren können. Billigflaggen und Ausnahmerecht im Seeverkehr waren eine der Bedingungen für die Globalisierung. Carl Schmitt sah ganz richtig, daß der Pirat die »Freiheit der Meere« ausnutzt, um daraus den größtmöglichen Gewinn zu schlagen, ohne dabei politisch motiviert zu sein. Das ist bei den aktuellen Großreedern nicht anders, nur in weit beachtlicherem Maße. Die »Schwarze Liste« der Billigflaggen (geführt von den europäischen Staaten) hat die »schwarze Flagge« ersetzt. Aber die Methode bleibt die gleiche. ■


KNUT HAMSUN
O. C. THORKELSEN.

Über-Setzen: 100 Jahre *Segen der Erde*

von Jörg Seidel

Vor hundert Jahren erhielt der Norweger Knut Hamsun den Literaturnobelpreis für sein unsterbliches Buch *Segen der Erde*. Dieser Jahrhundertroman gibt uns Gelegenheit, an einem Beispiel die Schwierigkeit des Übersetzens zu verdeutlichen. Wir werden sehen, daß norwegische Leser, die das Buch in der Originalsprache lesen können, ein anderes lesen als deutsche, englische oder italienische.

Folgende These nämlich: Der Reichtum der englischen Sprache, verglichen mit der deutschen, ergibt sich aus zwei Tatsachen: ihrem historisch begründeten großen Wortschatz und ihrer Kompaktheit, d.i. die Fähigkeit, Dinge in prägnanter Kürze auf den Punkt zu bringen. Deutsch hingegen bezieht seine Attraktivität aus der grammatischen Komplexität. Es ist – neben dem antiken Griechisch – die abwägende, die philosophische Sprache schlechthin, während sich Englisch anscheinend unaufhaltsam als Weltverkehrssprache etabliert, als Sprache der Schnelligkeit und Bewegung. Dies sind, um es vereinfacht zu sagen, die Gründe dafür, daß die deutsche Metaphysik seit Meister Eckhart bis hin zu Marx, Schopenhauer, Nietzsche und Heidegger tief, aufregend und umwälzend war (während englische Philosophie auf dem Kontinent fast immer als »langweilige« Analytische Philosophie rezipiert wird und nur dort wirklich Aufsehen erregte, wo sie, wie etwa im Falle Berkeleys, zu extremen Ansichten gelangte) und daß man einen guten Krimi oder flinke Witze fast nur auf Englisch zu Gesicht und Gehör bekommt. Diesen zugegebenermaßen etwas oberflächlichen Gedanken weitergesponnen, wird man das Russische und seine Literatur als empfindsam und besonders leidempfindlich auffassen können und das Französische als sensibel und anregend. Einen Dostojewski, Pasternak oder Solowjew kann es eben nur auf Russisch geben, wie ein Voltaire, Baudelaire und Proust nur auf Französisch denkbar ist, und selbst noch Derrida kaut inhaltsschwere Wörter wie der Connaisseur den gehaltreichen Wein.

Sprache »denkt«! Und was einer wie denken kann, das liegt ganz wesentlich in seiner Sprache verborgen. Das heißt auch, daß Übersetzungen sprachlich – also jenseits der eigentlichen Übersetzungsqualität – stark differieren müssen. Das Ideal – nur selten erreicht – ist die adäquate Übertragung. In den allermeisten Fällen ist Übersetzen ein Verlustgeschäft, in sehr seltenen kann es aber auch einen Zugewinn geben – und Hamsun ist so ein Fall. Bestimmte Sprachen und/oder Autoren/Übersetzer sind besonders gut in der Lage, gewisse Textformen wiederzugeben. So hätte ich etwa meine Zweifel, ob Lampedusas zauberhaft barockes *Il gattopardo* eine wirklich brauchbare englische Übersetzung gefunden haben kann, weiß umgekehrt jedoch, daß englische Krimis sich wunderbar ins Italienische übertragen lassen. Viele Jahre lang las ich Ed McBain, fast alle seiner 100 Krimis um den *87th precinct* oder um Matthew Hope, und wohl die Hälfte davon auf Italienisch, weil Andreina Negretti diesen Autor wirklich durchdrungen hatte und weil sie über eine Sprache verfügt, die ähnlich schnell und pointiert agieren kann.

»Ein gefährliches Hindernis ist die Vermittlung durch das Englische, eine im Grunde unphilosophische Sprache. […] So reich an Wörtern die englische Sprache ist, es mangelt es ihr doch am denkenden Wort.«

Heinrich Wiegand Petzet: *Auf einen Stern zugehen. Begegnungen und Gespräche mit Martin Heidegger 1929–1976*, Frankfurt a.M. 1983, S. 176.

»Ich begriff schon als Heranwachsender, dass diese Sprache sich einfach eignet für die ganz großen Fragen. Bildung – den Begriff kann man nicht übersetzen. Der ›Sinn des Lebens‹, das klingt auf Italienisch fast lächerlich. Aber auf Deutsch weist einen die Sprache mitten in die organische Einheit des Lebens. Dieses Bohrende, Systematische hat mich ungemein fasziniert.«

Claudio Magris.

◂ *Ole Christoffer Thorkelsen: Knut Hamsun, 1910*



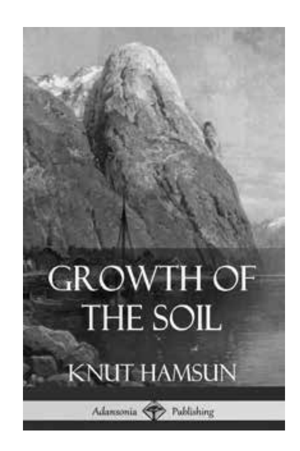
Hamsuns Sprache ist nun keineswegs exaltiert. Sie stellt den Übersetzer nicht vor unlösbare Komplexitätsprobleme, wie das Thomas Mann tut oder – aus anderen Gründen – James Joyce oder Henry James oder Joseph Conrad. Die germanischen Sprachen haben selbstredend einen klaren Vorteil. Greifen wir ganz willkürlich ein Beispiel heraus – man könnte das an nahezu jedem Satz vorexerzieren. Man darf aber auch das intrinsische, unüberwindbare Problem nicht ausblenden, daß es einer Leitsprache bedarf: Die italienische Übersetzung muß also wiederum ins Deutsche rückübersetzt werden, zumindest für all jene, die des Italienischen nicht mächtig sind. Nehmen wir einen unschuldigen Satz wie diesen:

»Sie traten in die Hütte, aßen von ihrem Mundvorrat und tranken von ihrer Geißenmilch; dann kochten sie Kaffee, den sie in einer Blase bei sich hatte. Sie hatten es sehr behaglich beim Kaffee, ehe sie schlafen gingen. Nachts lag er da und war gierig nach ihr und bekam sie.«



Zur Erinnerung: Isak hatte sich ein Stück Land gerodet und dann kam irgendwann Inger vorbei, eine Frau mit Hasenscharte, und gesellte sich ihm zu. Die Engländer lesen:

»They went into the hut and took a bit of the food she had brought, and some of the goats' milk to drink; they then made coffee, that she had brought with her in a bladder. Settled down comfortably over their coffee until bedtime. And in the night, he lay wanting her, and she was willing.«



Die Differenzen sind zahlreich. Poetisch aufgeladene, verzaubernde Vokabeln wie »Mundvorrat« und »Geißenmlich« oder »ehe sie schlafen gingen«, die den heutigen Leser zudem ganz anders anrühren, als den vor 100 Jahren, werden im Englischen sehr prosaisch und nahezu zeitlos mit »the food«, »goats' milk« oder »until bedtime« wiedergegeben. Der zweite englische Satz verzichtet gänzlich auf ein Subjekt und schafft dadurch ein anderes Zeitempfinden, zerhackt die Szenerie. Die ganze Szene läuft auf den letzten Satz hinaus: die beiden werden ein Paar. Der englische Übersetzer ist mutig und nutzt die im Englischen oft verpönte Konjunktion »und« am Satzanfang, um die Klimax herauszuarbeiten. Umgekehrt nutzt die deutsche Übersetzung die Konjunktion gleich zwei Mal im Satz und betont damit die Folgerichtigkeit des intimen Aktes. Aber am offensichtlichsten ist wohl der Unterschied zwischen »war gierig nach ihr« und »lay wanting« sowie »bekam sie«, also passiv, versus »she was willing«, also aktiv. Die Italiener lesen nun:

»Entrano nella capanna, mangiarono le provviste portate da Inger e bevvero il latte delle capre di Isak; fecero anche scaldare del caffè che Inger aveva in una vescia, e si riposarono fino all`ora dell sonno. La notte, egli la desiderò e la ebbe.« (16)



Wie zu erwarten, ist der Text der kürzeste. 56 englischen und 49 deutschen stehen 43 italienische Wörter gegenüber. Allerdings muß man vorsichtig sein, denn wie man sieht, präsentiert uns die italienische Übertragung eine bis zur Unkenntlichkeit veränderte Situation. Deutsch und Englisch kommen beide ohne Namen aus, ersetzen sie durch Personalpronomen, während im Italienischen gleich drei Mal die Namen fallen! Sie trinken auch nicht einfach Ziegenmilch, von der man nicht weiß, woher sie kommt, sondern Milch von Isaks Ziegen. Tatsächlich hatte Isak sich Ziegen, die ersten seiner Tiere, zugelegt. Das Wort »provviste« bedeutet »Vorräte« und kennzeichnet einen wesentlichen Charakterzug Ingers, der dem englischen Leser vollkommen entgeht. Im Italienischen hat Inger diesen Vorrat gebracht (»portate da Inger«), vermutlich mit Vorsatz (Verführung), während man im Deutschen »nur« »von ihrem Mundvorrat« ißt, den sie zur Eigenversorgung bei sich trug. Dennoch: »Mundvorrat« schlägt poetisch »Vorrat«.

Den deutschen Satz »Sie hatten es sehr behaglich beim Kaffee, ehe sie schlafen gingen« muß der Italiener ganz anders empfinden: »e si riposarono fino all`ora dell sonno« könnte man (inhaltlich) wortwörtlich mit »und sie ruhten sich aus bis zur Stunde des Schlafes« übersetzen, wobei die »Unbeholfenheit« des Deutschen auffällt, die das schöne Wort »riposare« wohl mit »sich ausruhen« wiedergeben müßte. Bis auf das Finale scheint

hier fast alles mißlungen, dieses wiederum sitzt perfekt (am Bild gemessen, nicht am Originaltext): Man hätte auch schreiben können »Nella notte« oder »Durante la notte«, aber die kurze Form »La notte«, grammatisch wahrscheinlich sogar zweifelhaft, wirkt wie ein Kanonenschuß, wie eine Zäsur. Der Leser weiß hier schon, daß nun etwas Besonderes geschehen wird. »Egli la desiderò e la ebbe« ist in seiner Antikisierung (»egli«, »ebbe«) und im strengen Präteritum fast von biblischer Schönheit.

Man sieht: es ist nicht schwarz und weiß. Jeweilige Sprache und Übersetzer leisten von Zeile zu Zeile Unterschiedliches und doch summiert es sich am Ende zu einem Gesamteindruck. Das letzte Wort sollte freilich Hamsun haben.

»De gik ind i gammen og åt av hendes niste og drak av hans gjeitmælk; så kokte de kaffe som hun hadde med in en blære. De koset sig med kaffe før de gik tilsengs. Han lå og var grådig efter hende om natten og fik hende.« (147)

Nur 47 Wörter benötigt Hamsun! Und dabei leistet er sich sogar einen ausgiebigen Gebrauch der Konjunktion »und«, die für ihn typisch ist und deren Beherrschung eines seiner Erfolgsgeheimnisse war. Man kann mit ihr wunderbar Bewegungen erzeugen und Geschwindigkeiten kontrollieren.

Hier kommt der erste Satz in Wellenform, der demnach eine innere Notwendigkeit der kommenden Entwicklung andeutet, die zwangsläufig im Bett und damit im Sich-versprechen der beiden enden muß. Das wird durch die Betonung des Nahrungsmittelaustausches auch symbolisch angedeutet: sie vermischen sich – sie trinken seine Ziegenmilch und ihren Kaffee. Man spürt förmlich, wie die anfängliche Scheu voreinander einerseits durch Geschäftigkeit (»und«) und andererseits durch Gemütlichkeit verloren geht. Das Verb »at kose« – es sich gemütlich machen – dürfte etymologisch mit dem deutschen »kosen« verwandt sein. Heute wird sein Äquivalent, das dänische »hygge« fast zur Ersatzreligion stilisiert. Wärme und Sattheit machen müde, aber die erotische Spannung, die sich schon aus der Situation – allein mit einer Frau/einem Mann in einem Raum zu sein – ergibt, bleibt spürbar. So mögen sie gelegen haben, verschämt und gleichzeitig wissend, was kommen muß und wir wissen nicht, wie sie zueinander fanden. Vielleicht ging es sogar mit Gewalt zu, denn das germanische »grådig« (»gierig«), das ist schon sehr explizit – zu sehr für den prüden und liberalen Engländer, der daraus ein »wanting« machte und noch mehr für den galanten Italiener, der die Liebe ganz anders definiert und seinem Leser ein »wünschen« oder »begehren« (»desideró«, Präteritum) vorgaukeln muß …

Das alles ließe sich ganz exemplarisch schon am Titel des Buches nachweisen. *Markens Grøde,* diese einfache Genitivkonstruktion, läßt im Original mehrere Töne anklingen. Das alte deutsche Wort »Mark«, das weit und geheimnisvoll in die Tiefe der Sprache zurückgreift – Stefan George hatte das Wort in Poesie verzaubert –, läßt einiges davon erahnen. Im Norwegischen ist es unter anderem »die Erde«, »der Boden«, »das Land« – alles mythische Vokabeln. Im Substantiv »Grøde« verbirgt sich das Verb »at gro«: »wachsen«. Heute wird es vor allem im landwirtschaftlichen Sinne der »Ernte« und der »Zucht«, »Wachstum« (»avling«) verstanden. Wortwörtlich übersetzt lautete der Titel also »Der Erde Ernte« oder »Des Landes Wachstum«, »Die Frucht des Ackers« oder »Ernte des Feldes« etc.

Diesen Weg ging die englische Übersetzung mit »Growth of the Soil« – that's it! »Il risveglio della terra« hingegen, liefert ein anderes Bild, denn »risveglio« ist eindeutig und heißt »Erwachen«. Beim italienischen Hamsun erwacht also die Erde.

Was die erste deutsche Übersetzerin Pauline Klaiber daraus gemacht hat, ist ein Geniestreich! – das konnotativ reiche, metaphysisch aufgeladene und fast mystische »Segen der Erde« (Ähnlich nur noch das ungarische »Áldott anyaföld« – Gesegnete Muttererde!). Sie verleiht dem Buch damit eine quasi-religiöse Aura – und genau so muß man es lesen … aber nur auf Deutsch und auf Norwegisch! An solchen Stellen wird das Tiefe und Mythische der deutschen Sprache evident. Sie reicht in eine einmalige Seelenverfassung hinab, in ein singuläres kulturelles Ereignis und Werden, dessen Schatz es zu bewahren gilt. Deutsche Sprache ist Philosophie, ist Metaphysik, ist Mysterium, ist Heimat und Hege. Wer auch nur eines davon beseitigen oder relativieren will, gräbt die Wurzel aus, von der er lebt. ■

Literatur:

Markens Grøde. In: *Samlede Verker,* Bind 7. Oslo 2002;

Growth of the Soil, New York 1972 (1921). Übersetzung: W. W. Worster;

Il risveglio della terra, Torino 1945. Übersetzung: Luigi Taroni;

Segen der Erde, München 1929 (1918). Übersetzung: Pauline Klaiber-Gottschau.

Künstlerkult und »Engagement«

von Sophie Liebnitz

In meinem kürzlich veröffentlichten Kaplakenbändchen *Antiordnung* habe ich ein wichtiges Thema nicht mehr untergebracht. Wir befinden uns mitten in einem gewaltigen ideologischen Wirbel, in dem Gewißheiten, Geschlechter, Alltagswelten und Institutionen verschlungen zu werden drohen. Gleichzeitig finden wir uns einer Gegenbewegung ausgesetzt, die durch rücksichtslosesten Druck neue Gewißheiten, Geschlechter, Alltagswelten und Institutionen zu verankern sucht, die paradoxerweise zugleich stets veränderbar sein sollen.

Als Faktor, der diese schwindelerregende Drehung in Gang hält, haben wir eine anscheinend unwiderstehliche historische Konstellation ausgemacht: das Zusammenspiel einer aggressiven ökonomischen Globalisierung mit postmodernen Denkmustern, die sich zu ihrer Rechtfertigung hergeben. Diese »woke« Ideologie ist allerdings alles andere als kohärent: Sie beruft sich bei Bedarf auch gern einmal auf universalistische Elemente, die mit der radikalen Identitätspolitik, die sie ansonsten predigt, an sich unvereinbar sind. Wie niedrig das Bedürfnis nach Widerspruchsfreiheit ausgeprägt ist, erweist sich daran, daß eine Reflexion auf dieses Dilemma ausgeblieben ist. Das spiegelt sich nicht nur im Stil der Theoriebildung (über den ich im dritten Kapitel von *Antiordnung* und im Vortrag auf der diesjährigen Sommerakademie referiert habe), sondern auch in Gestalt ihres typischen Verfechters und des Idealtypus, an dem diese Verfechter sich orientieren.

Der Unterschied zur »logozentrischen« klassischen Linken, deren Idealtypen der klassenbewußte Arbeiter, der disziplinierte Kämpfer und der Theoretiker waren, liegt auf der Hand. Wohlgemerkt ein Theoretiker, der Gedanken*gebäude* errichtete. Das vegetabilische Fort- und Auswuchern des Denkens über Metaphernketten ist weder im Historischen Materialismus noch in den freieren Theoriegebilden des westlichen Marxismus zu finden. Herkömmliches linkes Denken ist Konstruktion, nicht vegetabilisches Wuchern. Auch die differenzierten und verfeinerten Vertreter der Frankfurter Schule waren alles andere als Rhizomatiker. Adorno etwa sah seine (bei Erich Fromm entlehnte) Vorstellung vom autoritären Charakter strikt im Monopolkapitalismus und der Vorherrschaft der Warenwelt begründet. Solche Begründungen mögen monoman und monokausal wirken, belegen aber einen Denktypus, der noch um stringente Begründungen und Erklärungen kämpfte.

Das Ideal des politischen Kämpfers war dementsprechend nicht der *Aktivist* (schon gar nicht der, der sich bei der Wahl eines ungeliebten Präsidenten auf der Straße wälzt und spitze Schreie ausstößt), sondern der *Parteisoldat:* Wie lange es sich nach dem Krieg in der längst durchindividualisierten westdeutschen Linken hielt, kann man am Nachleben von Bertolt Brechts Lehrstück *Die Maßnahme* ablesen, das in akademischen Milieus jahrzehntelang kritiklos gefeiert wurde. Darin erklärt sich ein

»junger Genosse«, der durch Aktionen spontanen Mitleidens die revolutionäre Wühlarbeit der Partei wiederholt gefährdet, mit seiner eigenen Erschießung einverstanden. Die Perspektivenstruktur läßt keinen Zweifel an der Vorbildlichkeit dieser Haltung, die das Lehrstück einüben soll. Der Klassiker-Status, den das Stück erlangte, erklärt sich wohl gerade aus der Tatsache, daß die Auslöschung des Selbst zugunsten eines politischen Kampfziels in der BRD der achtziger und neunziger Jahre in Wirklichkeit eine ganz und gar exotische Vorstellung war, wovon nicht zuletzt die Romantisierung der RAF zeugt.

»Aber auch Brechts Maßnahme diente unmittelbar als Lehrstück der RAF. Vom Kontrollchor der Partei werden die Richtlinien einer neuen evolutionären Moral entwickelt. Ulrike Meinhof hat diese Schlüsselzeilen immer wieder zitiert: ›Welche Niedrigkeit begingst du nicht, um / die Niedrigkeit auszutilgen? / Könntest du die Welt endlich verändern, wofür / wärest du dir zu gut?‹ In diesem Brechtstil, wie durch einen Stimmzerhacker verfremdet, sind viele der Kassibertexte [aus Stammheim] gehalten …«

Gerd Koenen: *Das rote Jahrzehnt. Unsere kleine deutsche Kulturrevolution 1967–1977,* Frankfurt a. M. 2002, S. 405 f.

Derzeit sind wir mit einem völlig anderen intellektuellen und politaktivistischen Gestus konfrontiert. Also nochmals die Frage: Wie konnte das passieren? Wieso konnten auf die spitzbärtigen Trotzki-Kopien, die rauschebärtigen Ersatz-Castros, die Che-Guevara-Mützen und die andächtig Meister-Worte murmelnden Adorniten Wesen folgen, die »safe spaces« benötigen, sich weinend in die Arme fallen, ganz viktorianisch vor »Stellen« in der Weltliteratur geschützt werden müssen und von jeglicher Lebensäußerung anderer Meinungsgruppen grundsätzlich beleidigt sind? Und die es nichtsdestoweniger fertigbringen, diese extreme Empfindsamkeit, was ihr Selbst angeht, mit einer Gewaltneigung zu koppeln, die zur Demolierung kompletter Stadtviertel führt? Erklärungen sind auf mehreren Ebenen möglich. Mich interessiert hier diejenige, die man früher etwas dürr als Ideengeschichte und später, nicht viel ausdrucksstärker, als Diskursgeschichte bezeichnet hat. Die Ausdrücke sind deshalb unbefriedigend, weil sie kein Bild davon geben, wie tief und prägend das, was sie bezeichnen, ins Leben und Selbstverständnis von Menschen eingreifen kann. In diesem Fall besonders. Die Idee, um die es hier geht, ist die des Selbst.

In der PC-Kultur liegen zwei Muster miteinander im Streit: Einmal ein *kollektivierendes,* das Einzelpersonen nach ihrer Hautfarbe, ihrem Geschlecht oder ihren sexuellen Vorlieben kategorisiert und als Opfer oder Unterdrücker einsortiert (einer Zuordnung, der man sich als Weißer und Heterosexueller nur teilweise entziehen kann, indem man sich als – naturgemäß stets defizienter – Verbündeter deklariert). Hierhin gehören all die Haßtiraden gegen weiße Männer, die Vorstellung eines allenthalben wuchernden »strukturellen« Rassismus und die grundsätzliche moralische Überlegenheit ganzer Opfergruppen, die im Wege magischer Partizipation auf jedes einzelne Mitglied übergeht, auch wenn dieses persönlich privilegiert sein sollte.

Und zweitens ein *individualisierendes* Muster, das ich als *expressionistisch-gefühlsorientiert* bezeichnen möchte. Und dieses hat es in sich, denn es ist, im Gegensatz zu den kollektivistischen Ansätzen, gewissermaßen in der DNA moderner, ihrer Selbstdefinition nach liberaler Gesellschaften verankert. Es entsteht gleichzeitig mit diesen in der sogenannten Sattelzeit, ab etwa der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis in die ersten beiden Jahrzehnte des neunzehnten Jahrhunderts hinein, in denen es voll ausgebildet ist, und wirkt bis heute nach. Auf der ökonomischen Ebene wird es durch das kapitalistischen Gesellschaften innewohnende Konkurrenzdenken getrieben, religionsgeschichtlich zehrt es von der protestantischen Konzentration auf den einzelnen in seinem Verhältnis zu Gott, politisch spiegelt es sich in der Bedeutung, die Individualrechten zuerkannt wird. Aber das reicht zu seiner Bestimmung nicht aus. Wesentlich ist ein *Verständnis vom Selbst,* das als sein eigener Ursprung und sein eigenes Ziel aufgefaßt wird (soweit die westliche Moderne dieser Auffassung huldigt, ruht sie auf der Grundlage der Blasphemie, was die reizbare Reaktion der islamischen Welt verständlich macht). Alle persönlichen Aktivitäten gelten daher fortan als Ausdruck dieser geheimnisvollen Instanz, deren Wünschen und Empfindungen eine ungeheure Wichtigkeit beigemessen wird. Um die »freie Entfaltung der Persönlichkeit« kreist – soweit er nicht nur marktorientiert ist – der gesamte liberale und liberalistische Diskurs. Dazu muß man sich aber erst einmal als »Persönlichkeit« und »Individuum« verstehen und entwerfen können, eine Anstrengung, die kollektivistischer verfasste Kulturen, die dafür andere Zumutungen bereithalten, ihren Mitgliedern größtenteils ersparen.

»Dieses Bewusstsein ist dadurch charakterisiert, daß es seine Vereinzelung und Einfachheit aufgibt, das Selbst im Rollenspiel negiert und sich einer künstlerischen Kultur verpflichtet fühlt, die es dem traditionellen Ethos entfremdet.«

Lionel Trilling: *Das Ende der Aufrichtigkeit,* Frankfurt a. M. u. a. 1983, S. 76 f.

Dieser Persönlichkeitskult braucht also Vorbilder, die für Verehrung und Nachahmung zur Verfügung stehen. Diese liefert seit etwa zweihundertfünfzig Jahren (wenn man den »Vorlauf« der Renaissance, die dessen Aufwertung bereits ins Werk setzt, nicht mitrechnet) der Typus des



Künstlers. Die neuere europäische Kulturgeschichte war und ist auch eine Geschichte des Kunst-, vor allem aber des Künstlerkults. Dieser Kultus wird und bleibt ein integraler Zug der bürgerlichen Gesellschaft. Die »Legende von Künstler« feiert nicht nur das Individuum als Singularität; sie spricht dem Künstler außerdem die Fähigkeit zum »Ausdruck« dieses einzigartigen Selbst zu (Expressionsmodell) und attestiert ihm »Authentizität«, also Echtheit von Ausdruck und Erleben. Der Künstler lebt damit die moderne Auffassung vom Selbst gewissermaßen auf einer Bühne vor. Literaten und Schauspieler stehen dabei als Modelle ganz oben.

Wer jetzt die Nase rümpft und meint, dieses Muster hätte mit dem roten Plüsch und dem Marmor historistischer Museumsbauten seine Gültigkeit verloren, hat entweder einen verengten (»bürgerlichen«) Kunstbegriff, oder die medialen Tsunamis um #Metoo, Transsexualität und Black Lives Matter sind an ihm vorübergezogen: In allen diesen Fällen waren und sind Künstler, und ganz besonders Schauspieler und Schriftsteller, an vorderster Front in den Meinungskampf verstrickt, in dem sie als Autoritäten gehandelt werden. Hollywood war sowieso überall dabei. Die Schauspielerin Alyssa Milano brachte #Metoo maßgeblich auf den Weg, der Schauspieler Kevin Bacon bewarb ein TikTok-Video, das Kleinkinder zeigt, die »für Black Lives Matter« marschieren. Die erbitterte Auseinandersetzung um die Risiken, die entstehen, wenn man Männern erlaubt, sich als Frauen zu definieren, erreichte den Mainstream erst, als sich Harry-Potter-Autorin J.K. Rowling einmischte. Prompt wurde sie, wiederum maßgeblich aus Hollywood, mit Ex-Kommunikation bedroht. Kunstgalerien quer durch die USA behaupteten, Werke zu Gunsten von BLM zu verkaufen, die Street Art erlebte mit dem Thema einen Aufschwung. In Deutschland meldeten sich Musiker wie Campino oder Udo Lindenberg oder der Schauspieler Til Schweiger zur Aufnahme von Flüchtlingen zu Wort. Als Identifikationsobjekt eignen sich sogar *per definitionem* schweigende Künstler, wie der AfD-hassende Pianist Igor Levit, der von einer Welle empörter Anhänger gegen eher moderate Kritik an seinen politischen Showeinlagen in Schutz genommen wurde. Die Wortmeldungen selbst sind dabei mehrheitlich schabloniert und uninteressant – bemerkenswert ist nur, daß wir in einer Kultur leben, in der diesen politisch fast demonstrativ unbedarften Stimmen der Rang eines Orakels zukommt.

»Wir nehmen die Wahl in Sachsen und Brandenburg und im Oktober in Thüringen zum Anlass, auf das Lied ›Fall der Fälle‹ mit seiner fordernden Parole ›Kein Millimeter nach rechts‹ aufmerksam zu machen. Hier findet ihr Videos, Bilder und GIFs, die jeder nutzen kann, der sich für eine solidarische, bunte Gesellschaft ohne Hass und Hetze sichtbar machen möchte.«

Homepage des in London wohnhaften Popsängers Herbert Grönemeyer, groenemeyer.de, eingesehen am 12. November 2020.

Die Beispiele lassen sich beliebig vermehren. Um auf meine Ausgangsbehauptung zurückzukommen: Die Strahlkraft des »Künstlermodells« ist



trotz der Subjektkritik der Postmodernisten ungebrochen und wird durch die Medien nicht »ent-auratisiert«. Im Gegenteil, die Aura von Künstler und Werk wird durch die mediale Vergegenwärtigung und Vervielfachung keineswegs, wie Walter Benjamin noch meinte, zerstört, sondern gesteigert.

Das und die Geschichte des Künstlers als sozialer Erscheinung erklärt die Vorbildwirkung dieser Figuren und ihrer Praxis. Wenn Glenn Close und Leonardo di Caprio oder gar Madonna sich »engagieren«, dann bestätigt und befeuert das das »Engagement« und Selbstbild ganzer Alterskohorten und ihrer (je nachdem) sentimentalen Eltern oder Kinder.

Was aber (außer einem mittlerweile etablierten enormen Anpassungsdruck) erklärt die Tatsache, daß Künstler derart weit überwiegend progressistische Positionen beziehen? Kaum ein prominenter amerikanischer oder europäischer Vertreter dieser Spezies, der nicht als »bleeding-heart liberal« auftritt, also als jemand der am ganzen Jammer der Welt leidet und sich nichts weniger als dessen Beseitigung auf die Fahnen geschrieben hat.

Sicher gibt es hier eine Spirale des gegenseitigen Aufschaukelns, eine Art Paartanz zwischen Stars und Publikum. Das (trotz heftiger Attacken) auch mit der Postmoderne nicht verschwundene Künstlerbild weist diesem einerseits den Bereich des Emotionalen und der emotionalen Kompetenz zu; der Künstler ist ein Virtuose des stellvertretenden Gefühlsausdrucks – er lebt vor, und der Leser, Hörer, Betrachter darf sich mit seinen Bedürfnissen in ihm wiedererkennen und nach-leben. In Ermangelung von Autoritäten wird diese Offerte nicht nur von Jugendlichen gerne aufgegriffen. Die Ansprüche der »Protestierenden« auf restlose Übereinstimmung der Welt mit ihren Positionen entsprechen der Anspruchshaltung einer Diva. Die echten Diven des Kulturlebens und Show-Business wiederum können schwer hinter diese zurückfallen.

Andererseits wird der Künstler nicht nur mit der Rolle eines Champions des Gefühls, sondern auch eines Champions der Gerechtigkeit, also mit einer universalistischen Forderung, beladen. Die Dreyfus-Affäre (nicht zufällig neulich wieder verfilmt) dürfte hier neue Erwartungs-Standards gesetzt haben, freilich unter Rückgriff auf die Rolle aufklärerischer Intellektueller wie Voltaire, die sich bevorzugt Literaten zu eigen machen. Das Posieren in der Rolle eines Émile Zola gehört zum Berufsbild, auch wenn die Anlässe zu derart berechtigter Empörung rar sind. Die »Rassismus«- und »Frauenfeindlichkeit-Homophobie-Transphobie«-Rufe sind das »J'accuse« unserer Zeit. Sie klingen genauso hohl und posierend wie das »Sire, geben Sie Gedankenfreiheit!« in einer Aufführung von Schillers oder Giuseppe Verdis *Don Carlos* – große Oper.

Ach ja, und wo ist die Frage nach der Ordnung geblieben? Sie hat uns als eine Art Negativ die ganze Zeit begleitet: Den Künstlertypus als alltagstaugliche Vorlage des Selbst zu stilisieren, ist der hypertrophe und widersprüchliche Versuch, dem Individuum mit der Schöpfung seiner selbst auch die (Neu-)Ordnung und Einrichtung der Welt aufzubürden. Er bildet damit, wenn man so will, die Fragilität und die gleichzeitige erstaunliche Zähigkeit moderner Zustände ab. Was aus ihm und uns wird, ist nicht abzusehen. Klar ist nur: Kulturkritische Reflexion von rechts (und übrigens auch von links) sollte nicht auf diese bürgerliche Schimäre hereinfallen. Eine nachmoderne Ordnung, falls es eine solche jemals geben sollte, müßte entweder auf einem älteren oder auf einem noch unbekannten Typus des Selbst aufgebaut sein. ▪

»Am 13. Januar 1898 veröffentlichte Émile Zola in Georges Clemenceaus Zeitung ›L'Aurore‹ einen Offenen Brief an den Präsidenten der Republik, Félix Faure. Er legte hier die Fakten und Hintergründe der schändlichen Affäre schonungslos offen und schleuderte anschließend mit siebenmaligem ›J'accuse‹ (›Ich klage an‹) seine Anklagen gegen verdächtige Offiziere, gegen Generäle, gegen die Schriftsachverständigen, gegen das ganze Kriegsministerium und gegen das Kriegsgericht […], ›Zolas Manifest schlug wie eine Bombe ein.‹ In wenigen Stunden waren die 300 000 Exemplare der ›Aurore‹ vergriffen. Alsbald wurden sie schwarz gehandelt.«

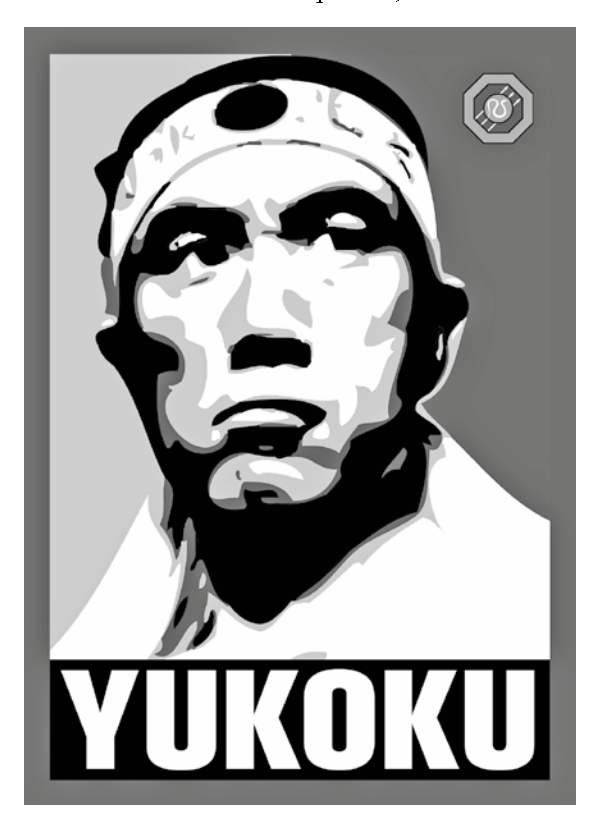
Dietz Bernig: *Die Intellektuellen. Geschichte eines Schimpfwortes,* Frankfurt a. M. u. a. 1982, S. 36.

Mishimas Geste

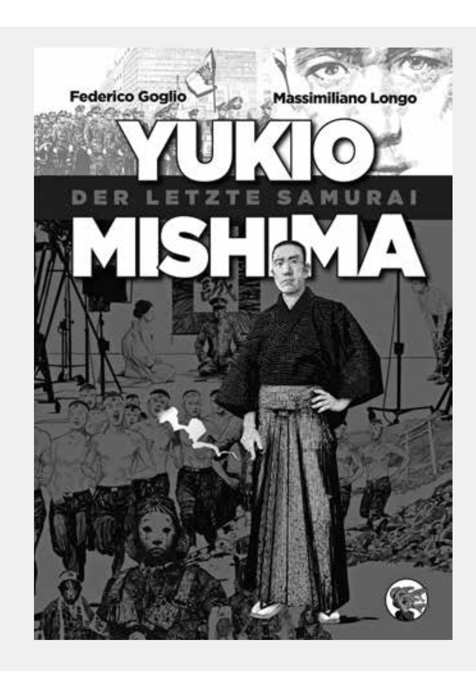
von Martin Lichtmesz

Als sich der 78jährige Historiker Dominique Venner am 21. Mai 2013 vor dem Hauptaltar der Kathedrale von Notre Dame de Paris eine Kugel in den Kopf schoß, verstanden nur wenige Menschen, warum er dies getan hatte. Für die bürgerlichen Konservativen war der ehemalige Aktivist der OAS ein kranker und bedauernswerter Mensch, für die Presse nichts weiter als ein »Rechtsextremist«, der lächerlicherweise gegen die »Homo-Ehe« protestieren wollte. Ein Blick in Venners letzte öffentliche Erklärungen zeigt, daß es ihm um weitaus mehr ging. Er wollte mit allen Fasern seiner Existenz eine Antwort auf die tödliche, herabwürdigende Dekadenz des Abendlandes schlechthin geben: »Ich halte es für notwendig, mich zu opfern, um uns aus der Lethargie zu reißen, die uns gefangen hält. Ich verzichte auf den Rest Leben, der mir noch bleibt, für einen grundlegenden Akt des Protestes.«

Venner hatte die Tat mit der nüchternen Zielgerichtetheit eines Soldaten oder antiken Stoikers ausgeführt. Einige seiner Impulse hatte er jedoch aus dem Osten empfangen. In seinem letzten Buch, das den Titel *Ein Samurai aus Europa* trägt, widmete Venner dem traditionellen Japan ein ausführliches Kapitel. Im Bushidō, dem »Weg des Kriegers« der alten Samurai, erblickte er ein vorbildliches kriegerisch-aristokratisches Ethos, veredelt durch die Praxis des Zen, die dem Dasein im Hier und Jetzt gleichzeitig zu- und abgewandt ist. Das Symbol des Samurai ist die fallende Kirschblüte, denn er muß imstande sein, sich mit derselben stillen Leichtigkeit von der Verhaftung an seine Existenz zu lösen. Das bedeutet auch, daß er jederzeit bereit sein muß, für seinen Herrn und seine Ehre zu töten und zu sterben. Er ist, wie Jonathan Bowden formulierte, Priester-Mönch und Killermaschine in Personalunion, stets darum bemüht, seine innere und äußere Haltung zu bewahren. Das Ethos des Samurai kulminiert im rituellen Freitod durch Bauchaufschlitzen, genannt »Harakiri« oder »Seppuku«, wie er seit dem 12. Jahrhundert gebräuchlich wurde. Der Samurai, der sein Gesicht durch eine Pflichtverletzung, ein Versagen oder einen Gesetzesverstoß verloren hatte, konnte auf diese Weise die Ehre seines Namens wieder herstellen. Er konnte damit auch die Treue zu seinem Fürsten bekräftigen, wenn dieser es erlaubte. Diese Art des Todes war äußerst qualvoll und erforderte eine enorme Willenskraft. Vollzogen im Fersensitz, wurde dabei der Oberkörper entblößt und ein scharfer Tantō-Dolch am Bauch unterhalb des Nabels angesetzt. Der Schnitt erfolgte von links nach rechts, mit einer abschließenden ruckartigen Bewegung nach oben. Während Blut und Eingeweide aus seinem Leib quollen, durfte der Samurai keine Miene verziehen. Wenn er den Kopf senkte, war dies das Signal an seinen Adjutanten, ihn mit einem Schwerthieb zu enthaupten, um sein Leiden zu verkürzen. Zwar wurde der Seppuku 1868 im Zuge der Modernisierung Japans unter Kaiser Meiji (1852–1912) verboten, allerdings noch bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs praktiziert.



Das Beispiel der Samurai oder der antiken Römer zeigte in Venners Augen, daß der selbstgewählte Tod »zugleich den stärksten Protest gegen eine Schande wie auch ein Entzünden



Anläßlich des 50. Todestages Yukio Mishimas veröffentlicht der Dresdner Verlag Hydra-Comics die Graphic Novel *Yukio Mishima – Der letzte Samurai* des italienischen Duos Federico Goglio und Massimiliano Longo in deutscher Übersetzung. Der Band zu Mishimas Leben, seiner Kunst, seiner idealisierten Weltsicht und seinem spektakulären Tod bietet mittels beeindruckender Zeichnungen und umfangreicher Begleittexte einen völlig neuen Zugang zu dieser ambivalenten Persönlichkeit.

Yukio Mishima erscheint im Großformat (Hardcover) im Januar 2021, umfaßt 212 Seiten und kostet 29 €. Der 2020 gegründete Verlag Hydra-Comics bietet auf seiner Netzseite (hydra-comics.de) in Zusammenarbeit mit »Wolf PMS« (vgl. *Sezession* 74) verschiedene Unterstützerpakete mit Kunstdrucken an. Nach der Publikation ist dieser Comicroman wie gewohnt auch über antaios.de zu beziehen.

der Hoffnung« bedeuten kann. Er verwies dabei explizit auf den 1925 geborenen Schriftsteller Yukio Mishima, der am 25. November 1970 durch Seppuku aus dem Leben geschieden war, gefolgt von seinem Adjutanten Masakatsu Morita. Ihre Tat war der erste und blieb der bislang letzte rituelle Selbstmord in Japan seit 1945.

Die Unterschiede zu Venner sind allerdings erheblich: Mishima war zum Zeitpunkt seines Todes kein intellektueller Außenseiter, sondern einer der bekanntesten und erfolgreichsten Schriftsteller seines Landes, der als Romancier, Dramatiker, Lyriker und Essayist als Anwärter auf den Nobelpreis gehandelt wurde. Er galt als egozentrischer Selbstdarsteller, der unzählige Rollen in seinem Repertoire hatte: Wenn er vor literarischen Gesellschaften sprach, kleidete er sich wie erfolgreicher Bankier, wenn er Journalisten in seiner stilvoll eingerichteten Luxusvilla empfing, gab er den lässigen Dandy. Er führte eine konventionelle bürgerliche Existenz mit Frau und Kindern, während er im nächtlichen Tokio Schwulenbars frequentierte. Der Bodybuilding-Enthusiast posierte mit gestähltem nacktem Oberkörper vor erstklassigen Photographen, als grimmiger Krieger mit gezücktem Schwert oder in schwülstigen homoerotischen Inszenierungen. Zusätzlich war er ein preisgekrönter Kendō-Kämpfer und spielte Hauptrollen in Yakuza- und Samurai-Filmen. Er war einerseits tief in der japanischen literarischen Tradition verwurzelt, andererseits ein glühender Verehrer und Kenner europäischer Autoren wie Nietzsche, Rilke, Oscar Wilde oder Thomas Mann. In den letzten fünf Jahren seines Lebens kam eine neue Rolle hinzu, die allerdings schon lange auf ihre Entfaltung gewartet hatte. Während sich die studentische Jugend zunehmend nach links radikalisierte, bekannte sich Mishima zu rechtsradikalen Positionen und plädierte für eine Rückkehr zum Imperialismus, Militarismus und Kaiserkult der Vorkriegszeit. Er versammelte eine Truppe von etwa hundert rechten Studenten um sich, für die er gelbbraune Uniformen mit goldenen Knöpfen entwarf. Sie durften mit Genehmigung der japanischen Streitkräfte in staatlichen Militäranlagen trainieren. Mishima verstand die »Tatenokai«, die »Schildgesellschaft«, als kaisertreue »spirituelle«Armee, die den Geist der Samurai neu beleben sollte. Die meisten Beobachter im In- und Ausland sahen darin nur eine weitere Eskapade des notorischen Exzentrikers. Und doch machte diese »Operettenarmee« eines Tages Ernst, wenn auch auf eine völlig unerwartete Weise.

Der britische Journalist Henry Scott Stokes hat die Geschehnisse, 1985 packend von Paul Schrader verfilmt, minutiös überliefert: Mishima besuchte am genannten Schicksalstag mit vier seiner engsten Getreuen einen General namens Mashita in seinem Büro der Ichigaya-Kaserne in Tokio. Es war 11 Uhr vormittags, die fünf Männer erschienen in voller Uniform. Mishima zeigte Mashita eines seiner wertvollsten Sammlerstücke: ein Schwert, dessen frisch geschliffene Klinge aus dem 17. Jahrhundert stammte. Auf ein Signalwort packten die Schildwächter den General, fesselten ihn auf einen Stuhl und verbarrikadierten die Türen. Es war etwa 11 Uhr 30, als Mishima durch eine zerbrochene Fensterscheibe seine Forderungen stellte: Punkt zwölf sollten sich sämtliche Soldaten der Garnison, etwa tausend Mann, vor dem Gebäude des Hauptquartiers versammeln und schweigend eine Ansprache anhören. Danach sollte ein Waffenstillstand von neunzig Minuten eintreten. Nach Ablauf dieser Frist werde der General unverletzt freigelassen werden. Sollten diese Bedingungen nicht erfüllt werden, werde er, Mishima, den General töten und anschließend Selbstmord begehen. Der Stab willigte ein, informierte jedoch auch die Polizei. Bald trafen unter Sirenengeheul ganze Wagenkolonnen und Hubschraubergeschwader bei der Kaserne ein. Mishima und seine Getreuen hatten nun traditionelle Stirnbänder angelegt, wie sie auch von den Kamikaze-Piloten vor ihren Todesflügen getragen wurden. In der Mitte der »hachimaki« prangte die rote Sonne Japans, flankiert von einem Leitspruch der mittelalterlichen Samurai:













»Diene der Nation sieben Leben lang!«. Sie betraten durch ein Fenster den großen Balkon vor Mashitas Büro und entrollten Spruchbänder über die Brüstung.

Als Mishima auf der Balustrade erschien, die weiß behandschuhten Hände herausfordernd in die Hüften gestemmt, wurde er von den versammelten Soldaten ausgebuht und beschimpft. Rundum herrschte ohrenbetäubender Lärm: Hubschrauberdonner, Sirenen und Motoren von Polizeiautos, Pressefahrzeugen und Notarztwagen. Mishima brach seine Rede nach wenigen Minuten ab, denn niemand konnte oder wollte ihn hören. Er hatte nichts Geringeres vor, als die Armee, die er als »Nippons Seele« ansprach, zu einem Putsch aufzurufen, um endlich ein Ende

zu machen mit Fremdbestimmung, Materialismus und Liberalismus. Mit Atombomben zur bedingungslosen Kapitulation gezwungen, war die Kaiserlich-Japanische Armee, die es einst mit Rußland, China und den USA aufgenommen hatte, kastriert und zur Passivität verdammt worden. Sie trug nun den Namen »Selbstverteidigungsstreitkräfte« (Jieitai) und diente einem Land, das von der sogenannten Liberaldemokratischen Partei regiert wurde. Mishima wollte die Jieitai wachrütteln: »Wir werden euch Werte zeigen, die größer sind als Achtung vor dem Leben. Nicht Freiheit, nicht Demokratie. Es geht um Nippon! Nippon, das Land der Geschichte und der Tradition.« Er kam indes gar nicht dazu, diese Sätze aus seinem Abschiedsmanifest vorzutragen. »Habt ihr das Ethos der Krieger studiert?«, rief er den Soldaten zu, während über ihm die Polizeihubschrauber knatterten. »Kennt ihr den Sinn des Schwertes? Seid ihr Männer? Seid ihr Bushi? Ich sehe, ihr seid keine Männer. Ihr werdet nicht rebellieren. Mein Traum von der Jieitai hat sich nicht erfüllt.« Mishima und Morita schrien nun mit aller Kraft das dreifache Traditions-Salut: »Tenno Heika Banzai! Lang lebe der Kaiser!« Anschließend stiegen sie durch das Fenster in das Büro des Generals zurück. Mishima entkleidete seinen Oberkörper und streifte seine Hose ab. Er trug nun nur noch ein weißes Lendentuch, bezog Stellung und setzte den dreißig Zentimeter langen Dolch an seinem Unterbauch an. Er rief erneut den dreifachen Salut auf den Kaiser. Dann rammte er den Dolch mit aller Wucht in die Bauchdecke und vollendete unter größter Anstrengung den Querschnitt. Morita, dem die Aufgabe der Enthauptung mit dem antiken Schwert zufiel, verfehlte Mishimas Kopf zweimal und streifte nur seinen Rücken und seine Schultern. Dieser lag nun röchelnd auf dem roten Teppich, während seine Gedärme hervorquollen. Der dritte Hieb trennte den Hals durch, aus dem eine Blutfontäne schoß. Der Schildwächter Furu-Koga übernahm das Schwert und schlug Mishimas Kopf ab. Dann war Morita selbst an der Reihe.

Zu Mishimas offizieller Trauerfeier in Tokio erschienen zehntausende Besucher, mehr als je zuvor zu einem solchen Anlaß. Das bedeutete allerdings nicht, daß sein Seppuku und seine Botschaft gebilligt wurden, ganz im Gegenteil: die japanische Gesellschaft reagierte überwiegend mit Ablehnung auf diese Tat eines offenbar Wahnsinnigen – und war doch zutiefst erschüttert worden. Seinen gewaltsamen Akt ernstzunehmen, so bemerkte die Schriftstellerin Marguerite Yourcenar, bedeutete für sie, »ihrer Apathisierung durch die Niederlage und den Prozeß der Modernisierung ebenso abzuschwören wie der darauf folgenden wirtschaftlichen Prosperität. Besser war es da schon, in dieser Geste lediglich eine heroische und absurde Mischung von Literatur, Theater und dem Bedürfnis zu sehen, sich selbst ins Gespräch zu bringen.« Es war jedoch gerade ihr künstlerisch-ritueller Charakter, der Mishimas Tat weit über einen bloß politischen Protestakt hinaushob. Sie vollendete das metaliterarische, extremistische Gesamtkunstwerk namens »Yukio Mishima«, dessen bürgerlicher Name Kimitake Hiraoka lautete. »Yukio« war von dem japanischen Wort für »Schnee« abgeleitet, »Mishima« ist eine Ortschaft, die einen besonders prachtvollen Ausblick auf den Gipfel des Fujijama bietet. Mishima war sich völlig im Klaren, daß sein quichottischer Auftritt nur symbolischen Charakter hatte und sich die Jieitai seiner neo-imperialistischen Rebellion nicht anschließen würden. In diesem Sinne hatte er tatsächlich »Theater« gespielt. Daß die Soldaten ihm nicht einmal zuhörten, sondern nur mit Zorn, Spott und Verständnislosigkeit reagierten, war eine ungeplante, aber passende dramaturgische Wende: Sie unterstrich seine Einsamkeit und die absolute Unzeitgemäßheit seiner Aktion. Ist das Opfer für eine edle Sache nicht noch schöner und vornehmer, wenn diese rettungslos verloren ist?

Das Streben nach Schönheit ist der entscheidende Schlüssel zu Mishimas dramatischem Abgang. Es handelt sich dabei allerdings um eine fremdartige, erschreckende Art von Schönheit, die sich ebenso auf japanische Traditionen wie auf persönliche Obsessionen des Autors zurückführen läßt. Mishima betonte gerne das Doppelgesicht der japanischen Kultur, die Dualität von »Chrysantheme und Schwert«, die das zarteste und eleganteste Raffinement mit einer ungeheuerlichen Brutalität und Grausamkeit zu verbinden versteht. Diese Sensibilität allein kann seine Tat jedoch nicht erklären. Der freiwillig aus dem Leben scheidende Mensch gibt seiner Nachwelt stets unlösbare Rätsel auf. Venner hatte in einem seiner letzten Texte Martin Heidegger ins Spiel gebracht: »Wir sollten uns auch daran erinnern, daß das Wesen des Menschen in seiner Existenz liegt, wie es Heidegger so genial in ›Sein und Zeit‹ formuliert hat, und nicht in einer ›anderen Welt‹. Es ist im Hier und Jetzt, wo sich unser Schicksal bis zur letzten Sekunde entscheidet. Und diese letzte Sekunde ist genauso wichtig wie der Rest eines Lebens. Deshalb müssen wir bis zum letzten Moment wir selbst sein.« Man selbst sein oder gar man selbst werden, indem man sich freiwillig den Tod gibt – das ist ein paradoxer Gedanke, der in den Erwägungen vieler berühmter »Selbstmörder« eine bedeutende Rolle gespielt hat. Mishima blieb für sein japanisches wie für sein europäisches Publikum ein Mysterium, obwohl – oder auch gerade weil - er von Anfang an alle Karten mit einer verblüffenden Offenherzigkeit auf den Tisch gelegt hatte.

Der oberen Mittelschicht entstammend, mütterlicherseits aristokratischer Herkunft, hatte er die ersten zwölf Jahre seines Lebens als schwächliches und sozial isoliertes Kind unter der erdrükkenden Obhut einer herrschsüchtigen, kranken Großmutter verbracht, die ihn seinen Eltern geradezu entrissen hatte und eher wie ein Mädchen als einen Jungen erzog. In seinem autobiographischen Roman *Geständnis einer Maske* (1949) beschrieb er, wie sich zentrale Themen seines Lebens schon in frühester Kindheit entwickelt hatten, insbesondere seine Faszination für Krieg, Gewalt, Folter und den Tod auf dem

Schlachtfeld, der ihm um so schöner und edler erschien, je grausamer und schmerzhafter er ausfiel. »Mein Herz sehnte sich nach Tod und Nacht und Blut«, schrieb er. Während des Krieges war der Tod ständig präsent. Als Mishima im Februar 1945 einberufen wurde, erschien er krank zur Stellung, und übertrieb noch seinen schwachen Gesundheitszustand durch falsche Angaben. Der Militärarzt erklärte ihn für untauglich. Eine nagende Wunde der Unzulänglichkeit blieb zurück. Der junge Mishima hatte seine Chance auf einen ehrenhaften Tod für den Kaiser verpaßt, und in der liberalen, ökonomisch orientierten Demokratie war kein Platz mehr für heroische Ambitionen. In seinem Prosastück *Die Stimmen der Gefallenen* klagen die Geister der Kamikaze den Kaiser an, seine Göttlichkeit widerrufen zu haben, womit auch ihr Opfergang der Sinn verloren habe. Ihnen schließen sich die Geister der Offiziere des legendären »Ni Ni Roku«-Putschversuches vom 26. Februar 1936 an, deren Schicksal Mishima intensiv beschäftigte. Diese Anhänger einer antimodernistischen, fanatisch nationalistischen Fraktion innerhalb der Armee hatten mehrere Regierungsmitglieder ermordet, die sie als korrupt erachteten und das Parlament, das Heeresministerium und die Hauptquartiere der Polizei besetzt. Obwohl sie sich als kaisertreu deklarierten, lehnte der vierundreißigjährige Tennō ihre Forderungen ab und befahl ihre Kapitulation. Die Anführer wurden zum Tode verurteilt, zwei von ihnen begingen Selbstmord. Der junge nationalistische Held von Mishimas Roman *Unter dem Sturmgott,* der im Jahre 1932 spielt, ist ein enger Geistesverwandter der Ni Ni Roku-Rebellen, seine Vorbilder reichen aber noch weiter zurück: Begeistert studiert er die Geschichte des Shinpūren-Aufstandes des Jahres 1877, als sich eine Gruppe von Samurai gegen die Meiji-Regierung erhob, die das Tokugawa-Shogunat entmachtet hatte und die Verwestlichung des Landes vorantrieb. Ihre Anführer wurden enthauptet oder begingen Seppuku. Ihnen fühlte sich Mishima innerlich ebenso verbunden wie den Offizieren des 26. Februar.

Der Ni Ni Roku-Aufstand ist auch der Hintergrund von Mishimas berüchtigster Erzählung: *Patriotismus* (jap. *Yukoku*) aus dem Jahr 1960 schildert den Suizid eines jungen Offizieres, der den Rebellen nahesteht, von ihnen aber nicht über den bevorstehenden Putsch informiert wurde, da sie den Frischvermählten schonen wollten. Nun läuft er in Gefahr, gegen seine Kameraden eingesetzt zu werden. Ihm bleibt also nur ein einziger ehrenhafter Ausweg. Der politisch-historische Hintergrund wirkt allerdings nur wie ein beliebiger Aufhänger für den eigentlichen Kern der Erzählung, die detailierte, beinahe fetischistische Schilderung des Harakiri, samt Blut, Schweiß, Erbrochenem und dem Gestank der herausquellenden Eingeweide. Zuvor vollzieht der Offizier noch einen letzten leidenschaftlichen Liebesakt mit seiner schönen, jungen Frau, die ihm selbstverständlich ohne mit der Wimper zu zucken in den Tod folgt. 1966 inszenierte Mishima eine Filmversion seiner Kurzgeschichte, die noch um etliche Grade erschreckender, um nicht zu sagen: perverser ausfiel als diese selbst. *The Rite of Love and Death,* wie der internationale Titel lautete, ist ein avantgardistischer Stummfilm in kontrastreichem Schwarzweiß, musikalisch untermalt mit der Aufnahme einer »symphonischen Synthese« von Wagners *Tristan und Isolde* von Leopold Stokowski aus dem Jahr 1936. Schauplatz ist eine Nō-Theater-Bühne, in deren Zentrum ein Banner mit den Schriftzeichen »rückhaltlose Aufrichtigkeit« prangt. Der Film ist schockierend realistisch und zugleich streng stilisiert. Als der Offizier zuckend auf dem weißen Boden zusammenbricht, umgibt ihn eine schwarze Blutlache, die einem kalligraphischen Muster ähnelt: »Poesie, mit einem Spritzer Blut geschrieben«, wie Mishima einmal formulierte. Der Autor läßt keinen Zweifel daran, daß das Gezeigte in all seiner Drastik als bewunderungswürdiger, romantischer, ja erotischer Akt zu verstehen ist. Die Hauptrolle spielte er selbst, womit der halbstündige Film gleichsam zur Generalprobe seines späteren tatsächlichen Suizids wurde.

Nicht zuletzt dieser Film zeigt deutlich, daß in Mishimas Kunst, Leben und Tod äußerst abgründige Impulse und extreme innere Widersprüche wirksam waren. Seine Todessehnsucht verband sich schon früh mit einer stark sadomasochistisch gefärbten Homoerotik. Als der Elfjährige in einem Buch zufällig eine Abbildung des heiligen Sebastian von Guido Reni entdeckte, einen von Pfeilen durchbohrten nackten Jüngling mit ekstatischem Gesichtausdruck, ergriff ihn eine blitzartige sexuelle Erregung. Die Begierde nach den schweißbedeckten, muskulösen Leibern von Arbeitern, Matrosen oder Soldaten war wohl auch Kompensation der totalen Entfremdung von seinem eigenen Körper, die er in seinem Buch *Sonne und Stahl* beschrieb. Demnach hatte er sein Ich zuerst durch Worte erfahren und mußte sich mühsam »zur Realität des Fleisches« durchringen. Diese war aber bereits »verätzt von dem abstrahierenden Gift der Worte«, die Mishima mit gefräßigen weißen Ameisen verglich. Die Distanz zum eigenen Körper machte diesen zum Objekt, das es zu formen galt wie ein Kunstwerk, durch das Licht der Sonne und den Stahl der Hantelstangen.

Ab 1955 begann Mishima mit konsequentem Krafttraining, und bildete vor allem seinem Oberkörper zu einer idealen, »apollinischen« Form. Durch die Entwicklung seiner Muskeln entdeckte er, daß der Leib seine eigene Logik und Sprache besitzt, die zur reinen Tat jenseits der korruptiven Worte drängt. Der Körper erschien ihm nun als sichtbar gewordener Geist: die Schönheit der Tugenden muß mit der Schönheit des Körpers korrespondieren und umgekehrt. Dies war allerdings nur eine Etappe auf dem Weg zu seinem Endziel, denn wie in seinem Roman *Der Tempelbrand,* in dem ein moderner Herostratos ein sakrales architektonisches Meisterwerk niederbrennt, muß die absolute Schönheit eines Tages untergehen, ja dionysisch vernichtet werden. Der Opfertod eines häßlichen









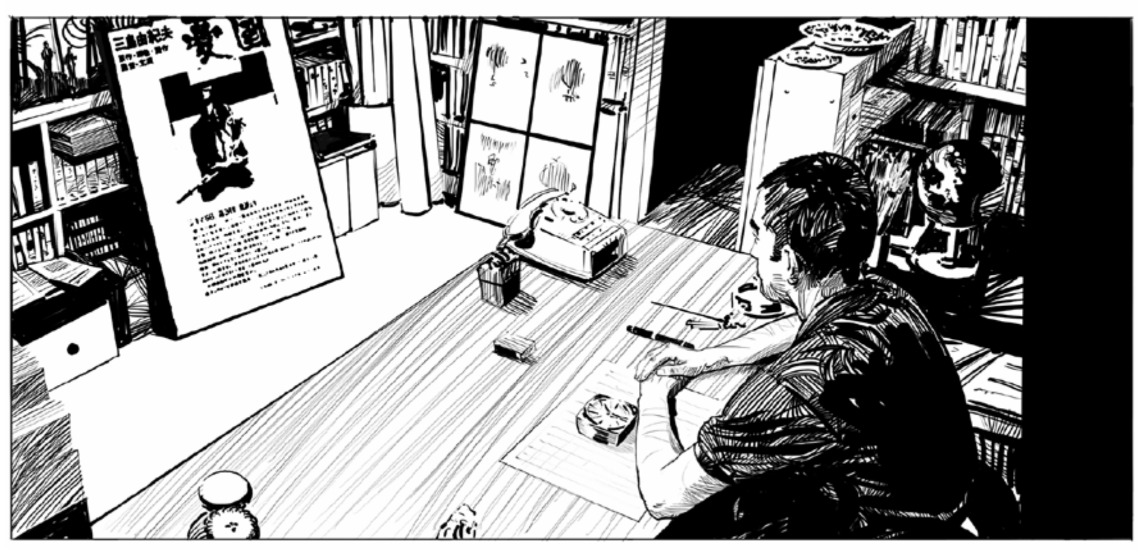


Körpers wäre in Mishimas ästhetischem System unwürdig und lächerlich. Der Bauch, der rituell aufgeschlitzt werden soll, muß muskulös und hart sein, nicht weich und schwabbelig.

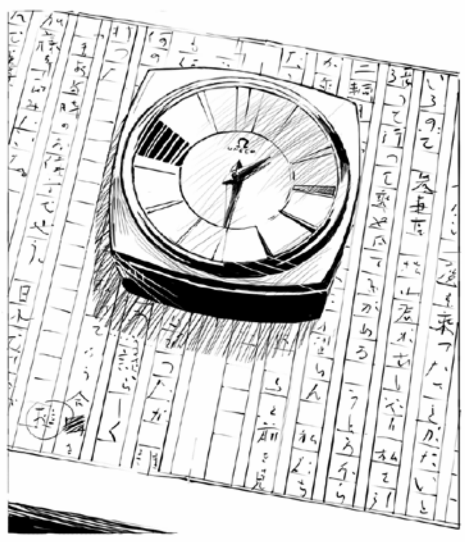
Mit 45 Jahren war sich Mishima bewußt, daß er den Zenit seiner körperlichen Schönheit und Kraft überschritten hatte und somit bald handeln mußte. Im Jahr seines Todes vollendete er auch sein literarisches Meisterwerk, die Roman-Tetralogie *Das Meer der Fruchtbarkeit,* die den Niedergang der japanischen Gesellschaft über mehrere Generationen hinweg schilderte. Ohne Zweifel war es ihm ernst mit seiner Kritik am Nachkriegs-Japan, das er im Banne einer »grünen Schlange« sah, vergiftet durch Geld, Nihilismus und Konsumismus. Aber Worte und











die Kunst genügten ihm nicht mehr. Es war ihm nicht gegeben, zugleich ein großer Dichter und ein großer Krieger wie Ernst Jünger zu sein. Ohne Zweifel war auch er ein »radikaler décadent«, der »den ihn quälenden Wertnihilismus nur ertragen« konnte, weil er glaubte, »daß sich das wirkliche Leben erst im Ausnahmezustand enthüllt; im Krieg oder im Augenblick der Gefahr«, wie Günter Maschke über Drieu La Rochelle bemerkt hat. Mishima wollte gewiß ein aufrichtiges Fanal gegen die Dekadenz seiner Zeit setzen. Vor allem aber sollte sein Freitod die Grenze zwischen Kunst und Leben sprengen, die lang ersehnte Vereinigung von Geist und Körper, »Feder und Schwert«, Traum und Tat, Eros und Thanatos vollziehen und mit Blut besiegeln. ■

Der Sieger

von Oswald Spengler, geschrieben 1910

I

Am letzten Tage der Schlacht von Liaoyang gingen Schwärme japanischer Infanterie, die eben erst aus der Heimat eingetroffen waren, gegen eine furchtbare russische Batteriestellung vor.

Die gelbe Ebene brannte. Vom stauberfüllten Morgen an, wütete der Kampf weithin in der langsam steigenden Glut eines Hochsommertages. Immer wieder drangen Reihen der kleinen tapferen Wesen, hingetragen von einem zähen Willen zum fast schon erstrittenen Siege, auf die brüllenden, rauchumwogten Geschütze ein, in denen der russische Zorn sich gesammelt hatte.

Eine blinde Hand besäte die Ebene mit Hügeln, regungsloser oder zuckender Körper. Die tiefen Gräben füllten sich, schweigend gleichsam, wenn auch der blutige Boden bebte und Schreie die Luft durchgellten. Und in das letzte schwindende Bewußtsein der Fallenden drang der Gedanke, mit dem Leib einer Brücke wenigstens dem Ziele zu gebaut zu haben.

Und es ward Mittag. Die Ebene glühte. Ein totes Auge stand die Sonne hoch im Dunst. Unten aber, weithin über die zertretenen Felder, dröhnte, funkelte, lief und schrie es weiter. Der kleinen Kämpfer waren wenige geworden. Da gingen die russischen Massen noch einmal vor, finster und schwer. Ein hochgewachsener Offizier mit einem Ausdruck trostlosen Ernstes in jeder Bewegung des Armes und der Miene erblickte dort, wo die Gefallenen am dichtesten lagen, plötzlich einen kleinen Soldaten vor sich, der staubig bis zur Mütze hinauf, atemlos, schwitzend und eifrig allen anderen voranlief. Er war nicht stark und das Gewehr zitterte in der mageren Hand, aber etwas leuchtete in seinen Augen, etwas Unergründliches, Schreckendes. Ein verzweifelter Schmerz verzog das faltige Gesicht, als sie zurück mußten und das dröhnende Geschütz wieder in die Ferne wich. Er hatte den Großen erblickt. In ihm schien sich der gesamte Feind, ganz Rußland, die ganze andre Hälfte der Menschheit verdichtet zu haben. Es ward wie ein Zweikampf aus der Ferne zwischen den beiden, die einander nie gesehen hatten und sich jetzt Säbel gegen Bajonett, allein sahen, während rings unter dem tiefen Blau eines wolkenlosen Himmels die Ebene mit ihrer ungeheuren Schlacht als Zuschauerin wartend lag. Und im Bewußtsein wuchs beiden das Gefühl, daß im Fall des andern das Schicksal der ganzen Welt beschlossen sei. Der Große blutete, aber er ging langsam weiter vor und zog dichte dunkle Schwärme hinter sich her. Sie hatten schon den ersten der Gräben erreicht, welche die kleinen Helden vom frühen Morgen an mit ihren Leibern gefüllt hatten; da faßte den zu Tode erschöpften Soldaten etwas wie heiße Angst, Angst um alles, was tief in seiner Seele und der Weite ringsum auf dem Spiele stand. Mit wilden Schreien faßte er die andern zusammen, die längst alle Offiziere verloren hatten. Er weckte sie, er rüttelte sie auf.

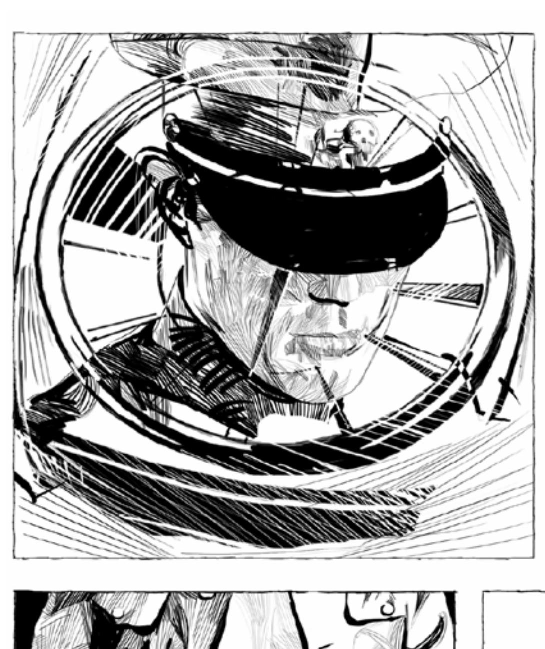
Und so wild war der Angriff, daß die Linie drüben sich löste und zurückbog. Der Kleine aber führte, ohne daß jemand sich darüber wunderte, und er ahnte stolz, wie jedes Auge an seinen Schritten hing.

II

Er war aus einem Hause nahe bei Osaka, dessen Garten im Frühjahr unter einem Traum von Kirschblüten verschwand, und dort hatte er, weltverloren und still, kleine unbedeutende Bilder gemalt, die den ganzen Sinn seines Daseins erfüllten. Vor einigen Wochen war er einberufen worden. Man hatte ihn gekleidet und mit unzähligen andern hinübergeschifft.

Gestern Abend war er in dieser unermeßlichen Fläche angelangt, die nach gewaltigen Schlachten sich eben unter noch einer noch größeren dehnte und die Ahnung einer letzten entscheidenden in sich trug. Er war noch immer betäubt von der neuen Welt, die plötzlich auf ihn eindrang, eine arme scheue Seele, die sich in der Menge verloren sah. Die ungeübten Hände rieben sich wund. Die andern, Reisarbeiter und Sänftenträger, spotteten. Das Haus unter den Kirschblüten, das ganze frühere Leben mit seiner kleinen Wichtigkeit, weich und süß, schwand verblassend dahin, als sei es niemals mehr als Traum gewesen.

Der Mond war in der Kühle aufgestiegen. Eine strahlende Nacht entfaltete sich über dem








gequälten Boden, der sich mit tausend Lagerfeuern, den hallenden Rufen, fernem Geschützdonner und Schritt vorbeiziehender Kolonnen zu schwerem Schicksal rüstete. Da saß er, der stille magere Mann, den niemand beachtete, und hörte zum erstenmal, wie aus den andern das mächtige Bewußtsein sprach, für ein großes Volk dazusein, den Tod vor sich, die mit Toten übersättigte Erde unter sich, in der Ferne aber das Ziel einer ruhmreichen Bahn. Er schwieg. Ihn erdrückte dieses Wollen durch alle die Leiber hindurch, während ein lautloser Wind um seine bebenden Schläfen strich.

Und langsam erwachte in ihm ein heißer Wunsch, auch so zu sein, und nahm ihn gefangen, unter atemlosen, selig-süßen Schauern, wie

er im bleichen Mondlicht dasaß, winzig, einsam im ewigen All, ohne daß jemand die große Wandlung bemerkt hätte, die sich in seinem Innern vollzog.

Das einstige Leben wanderte in die Ferne. Kaum möglich, daß es jemals wirklich war, wie es nun erschien mit seinen Bildchen und Farben und den freundlichen Gesichtern derer die davorstanden und sie mitnahmen.

Er blickte staunend in das Feuer und auf die geröteten Gesichter ringsum, während der Silberrand einer Wolke, die am Mond vorbeizog, seltsam blinkte. Sie spiegelte sich langsam in glitzernden Waffen. Lärm und Gelächter erscholl. In der Nähe sang man, und leise fortgesetzt verlor sich das Lied in der Nacht. Niemand achtete auf ihn. Ein heißer Strahl des Wollens von Millionen hatte sich gesenkt. Das Gefühl einer Sendung erfüllte ihn jäh und streifte alles ab, was von kleinen Wünschen je in ihm war. Seine Schultern hoben sich, die Brust atmete tief, das Auge glänzte, aber er allein fühlte sich wachsen und kein Auge eines andern sah, wie es sich in ihm erschloß.

III

So stürmte er am Morgen vor, in die erste Gefahr seines Lebens, über zerstampftes Gras, über aufgewühlte Felder, daß alle nach und nach fühlten, wie dieser schwächliche Körper sie in seinen Bann zog, und so rannte er jetzt wieder den Großen zu. Etwas Unirdisches hob ihn und trieb ihn weiter, unwiderstehlich. Neben ihm blitzten Bajonette und stürzten Menschen. Über ihm schwangen sich wilde Streifen von Rauch und vor ihm tauchte wieder das Antlitz des Russen auf, verbissen, in erdrückendem Ernst. Er verstand es, er sah es durch und durch, wie das Antlitz der gemarterten Erde, die nun schon in längeren Schatten des Nachmittags vor ihm lag. Liebeleer, von einem mitleidlosen Verhängnis hierhergestellt, um zu töten und zu sterben, leistete er Widerstand im Gefühl seiner Pflicht, irgendwo in einem fremden Lande, für etwas, das er vielleicht nicht einmal begriff. Und hinter dem Russen erschien wieder das große, immer noch blitzende und krachende Geschütz, das einzige, das er von allen sah. Die ganze Welt drängte sich ihm entgegen in diesem offenen heißen Rohr inmitten eines wildbewegten Knäuels feindlicher Wesen.

Neben ihm fauchten Granaten, liefen und stürzten Menschen. Er stolperte vorwärts, todmüde und beklommen, über Leichen und Schollen losgerissener Erde. Ein dumpfes Gefühl preßte seine Brust, wie er es nie gekannt hatte, von dem er nicht wußte, war es eine abgrundtiefe Angst oder die drängende Nähe des heiligen Ziels.

Das kam näher, immer näher. Er erkannte die Räder, die Uniformen, schmutzige und blutige Stiefel, wild umherschlagende Arme Verwundeter. Eine Woge triumphierenden Stolzes bäumte sich hoch in ihm auf. Die Bestimmung von Jahrtausenden erfüllte sich. Die Erde hob sich, um ihn vorwärts zu tragen, ihn allein. Um ihn kreiste der Horizont. Auf ihn blickte der sinkende Sonnenball. Selbst die langen Schatten glitten nebenher und zeigten ihm den Weg. Er hörte nicht mehr das Wüten der Schlacht. Er sah die kämpfenden Haufen nicht mehr. Die Ewigkeit war in diesen Augenblick gebannt. Er erreichte den letzten schon verschütteten Graben. Er erhob den Arm und winkte zurück. Er fühlte, wie ihn jetzt alle sehen mußten, rings auf der weiten Welt – da kam etwas näher, immer näher, riß unter ihm durch und im betäubenden Lärm stürtze er zusammen, über andre, die mit ihm fielen.

IV

Er lag unter den Tritten des stürmenden Heeres, in wildem Schmerz, aber entsetzlich klarem Bewußtsein. Der Weg war zu Ende. Dort vor ihm stand das Geschütz und blickte grinsend herüber. Es wartete, es prahlte laut.

Rechts und links tobte es vorbei und sein armes Wissen darum schloß sich mit dem hier, dem letzten Ort seines Lebens zu einem unbarmherzigen engen Ring zusammen. Er suchte die Schultern zu erheben, aber der Rumpf gehörte nicht mehr ihm und regte sich nicht. Es war zu spät. Ein Augenblick verrann.

Da ging es wie ein heiliges Leuchten in ihm auf. Ein Lächeln durchbrach den irrsinnigen Schmerz. Er rückte den Tornister mit schon unsicher tastenden Händen vor sich hin. Er zog einen Fetzen der weißen blutgetränkten Gamaschen von dem armen Rest seiner Beine. Der Rücken lehnte an dem toten Körper eines andern. Er nahm ein Blatt heraus und begann hastig zu zeichnen. Mit breiten roten Strichen seines eigenen Blutes entstand das Geschütz auf dem Hügel und er stand neben ihm, er allein, und legte die Hand darauf.

So sah ihn der Russe, der im rasenden Gefecht noch einmal in seine Nähe kam. Er fand ihn zusammengeschrumpft im bleichen Abendlicht, hohl, fast regungslos. Der Kleine blickte ihn starr an. Sprechen konnte er nicht mehr, aber die Hand fuhr unablässig fort, blutige Striche zu zeichnen. Der Russe verstand und ein schmerzliches Lächeln ging über sein Gesicht. Er gab dem Künstler einen Schluck zu trinken. Er öffnete die Lippen und fuhr fort.

Er nickte mühsam und fuhr fort. Das Bild des Sieges war vollendet, als die letzten Feinde wichen und über dem Geschütz das japanische Banner erschien.

Und auch der Große fiel, und die Seele, aus diesem gramvollen Antlitz geredet hatte, schwand hin, namenlos und ungetröstet, unter dem Hügel von andern Namenlosen. Das Gefecht zog sich in die Ferne. Das Tageslicht verglomm, in dem die Flagge einsam wehte.

Am Horizont lagerte sich ein Streifen düsteren Abendrots. Ein großes Schweigen breitete sich aus. Der Wind blies kühl über die Ebene und warf dem toten Soldaten die Mütze vom Kopf. Der aber saß da, gelb und kalt, das Auge mit triumphierendem Lächeln auf die fürchterliche Zeichnung geheftet, die er auf seinen zerschmetterten Knien hielt. ■

Ökologische Betrachtungen (7) – Bioregionalismus

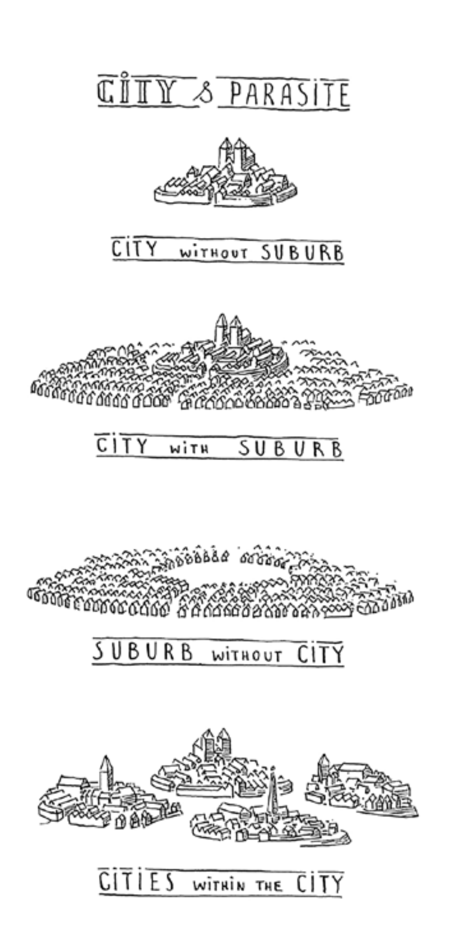
von Jonas Schick

Die Industrie- und Konsumgesellschaften westlicher Provenienz stehen mit ihrer natürlichen Umwelt in einer hochdynamischen, instabilen Austauschbeziehung kriseninduzierenden Charakters. Es ist nicht von der Hand zu weisen, daß die kapitalistische Ökonomie und ihre Produktionsprozesse, auf denen das gesellschaftliche System des Liberalismus aufbaut, die Umweltbedingungen in einem derart rasenden Tempo transformieren, daß die natürlichen Ökosysteme diesen in ihrer langsamen, evolutionären Entwicklungsgeschwindigkeit nicht gewachsen sind – ihnen fehlt schlicht die Fähigkeit zur Adaption in einer solch kurzen Zeitspanne. Das Ergebnis ist die »Natur« als dauerhafter Problemfaktor, der die Stabilität der liberalen (Un-)Ordnung in Frage stellt bzw. aufzeigt, daß unsere Industrie- und Konsumgesellschaften keinen stabilen Zustand darstellen und diesen auch nicht gewährleisten können.

Der entscheidende Schritt, um diesen selbstzerstörerischen Prozeß zu stoppen, ist die Verringerung der Stoffumsätze, also den Verbrauch und Konsum von Ressourcen auf ein Minimum zu reduzieren. Der bekannte Postwachstumstheoretiker Niko Paech sieht die ersten Maßnahmen zur Erlangung dieses Ziels darin, daß »keine Flächen mehr versiegelt oder bebaut« werden. Stattdessen wird zurückgebaut und »unnötige Verkehrs- und Gewerbeflächen werden in grüne Areale zurück verwandelt«. Ferner sieht er die Stadt als eine »nahezu autofrei[e]« Zone. Es ist augenscheinlich, daß es für die Umsetzung dieser Vorhaben eines grundlegenden Umbaus unserer aktuellen Lebensverhältnisse bedarf. Bereits die autofreie Stadt bedeutet eine völlige Reorganisation von urbanem Leben, da die Warenbesorgungen vorzugsweise über die unmittelbare Nähe im Stadtviertel erfolgen müssen. Konzentrierte Einkaufszentren am Stadtrand, wie sie heute das Bild selbst mancher deutscher Kleinstadt prägen, gehörten so bald der Vergangenheit an. Die urbanen Verhältnisse würden sich in ihrem Grundprinzip eher denen des Mittelalters annähern – kein Zerfasern in die Fläche, sondern eine Konzentration mit unweigerlicher Grenzziehung zwischen urbanem Innen und Außen. Städtebauliche Konzepte, wie sie beispielsweise der Architekturtheoretiker und New Urbanist Léon Krier entwirft, müßten zwangsläufig die liberalen »Freiheiten« im Bau ablösen – nur mit einer neuen Stringenz und einer schrankengebenden Ordnung ließe sich die notwendige Neuordnung umsetzen. Doch die Wiederherstellung von Nähe betrifft nicht nur das Urbane, sondern die Gesellschaft als Ganzes. Insbesondere die langen Wege auf dem Land und die durch den Verlust der klassischen ruralen Organisation hervorgerufene Zergliederung, die den Besitz eines Automobils im ländlichen Raum beinahe obligatorisch macht, muß zur Erfüllung der Postwachstumsziele einer »Neuen Regionalität« weichen, während gleichzeitig das Leben insgesamt so entschleunigt wird, daß die ein oder andere wichtige Besorgung, die nicht im unmittelbaren Umkreis gemacht werden kann, im Grunde wieder »altertümlich« erledigt wird: nämlich im Rahmen einer ein- bis mehrtägigen Reise zu Fuß oder per Tiergespann. Im ersten Moment mag diese Forderung radikal erscheinen, doch die Losung »Keine weitere Versiegelung von Fläche und Rückbau!« bedeutet zwangsläufig eine extreme Einschränkung heutiger individueller Mobilität und das in jeder Hinsicht. Der französische Philosoph und Vordenker der Nouvelle Droite, Alain de Benoist, fordert in diesem Zusammenhang daher unlängst in der dritten Ausgabe der ökologischen Zeitschrift *Die Kehre* einen »*systemischen* Wandel«. Darin plädiert er für den Aufbau »autonomer Mikrogesellschaften« und die »Relokalisierung der Produktion«. Das beinhaltet eine Organisation in »Genossenschaften, nachbarschaftliches Wirtschaften, kurze Kreisläufe, lokale Währungen« und »den Schutz der Böden und Landschaften«. Weiter bindet Benoist dieses Programm an eine Rehabilitierung des Gemeinwesens, »denn keine Gesellschaft kann allein auf der Grundlage des legalen Vertrags und des kommerziellen Austauschs funktionieren«. Es wird deutlich, daß eine Relokalisierung mehr als nur das Ökonomische und Ökologische berühren würde – sie strahlt automatisch auf das Soziale aus. In Gesellschaften, die sich auf diese Weise wieder ein Zentrum geben, erhalten Raum und Ort ihr altes Gewicht und würden als maßgebliche soziale Bezugspunkte erneut reüssieren.

Indes sind die Forderungen Benoists keine ideengeschichtliche Neuheiten, sondern werden

seit Anbeginn der Formierung ökologischer Bewegungen Mitte bis Ende des 20. Jahrhunderts breit in diesen diskutiert und unter dem Überbegriff des »Bioregionalismus« zusammengefaßt. Anstatt im Rahmen einer »Krisenökologie« lediglich Grenzen der Belastbarkeit festzulegen (siehe bspw. das Pariser Klimaabkommen), ohne den Auslöser, nämlich die ökonomische und soziale Funktionsweise der Industrie- und Konsumgesellschaften, an sich fundamental zu hinterfragen, zielen bioregionale Ansätze auf grundlegende Alternativen, die, wie der Begriff bereits impliziert, regionale Zusammenhänge in den Mittelpunkt ihrer Konzeptionen setzen. »Wir begreifen endlich, dass die Rettung der Welt nur durch die Entwicklung der Bioregionen zu voll verantwortlichen, wirtschaftlich autarken sozialen Einheiten, in denen die bioregionalen Einwohner die Entscheidung, von denen sie betroffen sind, verstehen und kontrollieren, bewirkt werden kann«, faßten es die beiden Pioniere des Bioregionalismus im deutschsprachigen Raum, Roman Schweidlenka und Eduard Gugenberger, in ihrem Buch *Bioregionalismus: Bewegung für das 21. Jahrhundert* von 1995 zusammen. Also ein ähnliches, wenn nicht sogar deckungsgleiches Ansinnen wie das, was Benoist im Rahmen »autonomer Mikrogesellschaften« propagiert. Es verwundert daher nicht, daß der mittlerweile verstorbene Umweltsoziologe Bernd Hamm in einem über die Universität Trier veröffentlichten Papier zum Bioregionalismus, das er in Kooperation mit der Geologin Barbara Rasche verfaßte, zu folgender Feststellung gelangte: »Das Konzept des Bioregionalismus beinhaltet esoterische, ökologische und völkische Aspekte.« Daher lasse sich das Konzept des Bioregionalismus »ganz allgemein als ›Synthese unterschiedlichster Bewegungen – des Regionalismus alter Prägung mit seinem kultur-politischen Forderungsprogramm, der diversen ökologischen Strömungen, der neuen sozialen und spirituellen Bewegungen‹ verstehen«. Diese Einschätzung konvergiert wiederum mit Benoists Wahrnehmung, daß die Ökologie eine neue Form der konservativen Revolution darstellt: »Sie ist *per definitionem* konservativ, da sie auf den Schutz der heute gefährdeten Ökosysteme abzielt. Gleichzeitig ist sie revolutionär, denn ein solches Ziel wird niemals erreicht werden, wenn man nicht entschlossen aus der Marktgesellschaft, aus der Besessenheit des Wachstums um jeden Preis, aus dem Axiom des Interesses und aus dem Fetischismus der Ware herauskommt.« Verbindet man all die hier aufgeführten Kategorisierungen, stellt der Bioregionalismus schlußendlich ein konservativ-revolutionäres Programm dar, mit dem sich die ökologisch motivierte Kritik von rechts an den Industrie- und Konsumgesellschaften westlicher Provenienz in einem konstruktiven Ansatz bündeln läßt, der nicht im Anprangern und Theoretisieren stecken bleibt, sondern eine konkrete Alternative anbietet, die in die Tat umgesetzt werden kann. Jedes (kleine) Kollektiv, das sich nach den Prinzipien des Bioregionalismus organisiert, bedeutet einen Akt der Stabilisierung, der inmitten der »flüchtigen« Moderne und ihrer vollständigen Ortlosigkeit sowie totalen Mobilisation aller Bestände einen gewichtigen Kontrapunkt der Verstetigung setzt. Im Bioregionalismus eröffnet sich die Möglichkeit zum Wiedererstarken normativer Bindungen (also fester kultureller Bezugspunkte), die in Gesellschaften des allgegenwärtigen Überflusses als »rückständige«, oppressive Relikte unaufgeklärter Zeiten gelten und im Prozeß der »Individualisierung« aufgelöst wurden. Diese festen sozialen Institutionen konstituieren in Wahrheit jedoch die überzeitliche Voraussetzung stabiler menschlicher Gemeinschaften. Im Gegensatz zu den universalistischen Projekten des »Westens«, die alles Feste zu verflüchtigen und aufzulösen suchen, strebt der Bioregionalismus die Fixierung eines gesellschaftlichen Zustands respektive das erhebliche Verlangsamen von sozialem und ökonomischen Wandel an, womit er das Potential birgt, dem liberalen System den schwerstmöglichen Schaden zuzufügen. Der Aufbau bioregionaler Strukturen bietet die Möglichkeit zum wirkmächtigsten Heraustreten aus den Pfaden des allesverzehrenden Leviathans, den die Industrie- und Konsumgesellschaften westlicher Provenienz verkörpern.



Schematische Skizze von Léon Krier.

»Authentische Ökologie impliziert radikale Veränderung unserer Lebensweise«, konstatiert Benoist im bereits zitierten Gespräch mit der Zeitschrift *Die Kehre*. Der Bioregionalismus liefert das konservativ-revolutionäre Konzept, mit dem diese radikale Veränderung zu bewerkstelligen ist. ■

Lethens Raumfahrt durch die Zeit

Helmut Lethen: *Denn für dieses Leben ist der Mensch nicht schlau genug. Erinnerungen,* Berlin: Rowohlt 2020. 383 S., 24 €

Warum erzählt Helmut Lethen von jenem Plakat aus den 70er Jahren im Utrechter Busbahnhof, das eine Kaffeewerbung mit dem Tod verbindet? Weil es ein Beispiel der Vagheit der eigenen Erinnerung ist, denn eine heute mögliche Internetrecherche belehrte ihn, daß die jahrzehntealte Erinnerung in fast allen Details falsch lag. Das ist ein Vorbehalt. Und noch so ein Satz: »Es ist nicht immer leicht, den Gedankengängen der Rechtsintellektuellen zu folgen.« Nun, das gilt auch spiegelbildlich.

Seine subtil komponierte und mit allerlei Klammern tiefsinnig umfaßte Lebensbeschreibung beginnt im Schutzkeller. Die dröhnenden Flieger, die berstenden Bomben haben sich tief ins Körpergedächtnis eingegraben. Mit 18 Jahren sitzt er dann ungeschützt vor den unfaßbaren Bildern aus Resnais' KZ-Film *Nacht und Nebel,* die er wie Wackersteine sein Leben lang nie richtig verdaut und mit sich herumträgt. Diese Initialereignisse müssen genügen, den Lebenspfad zu erklären. Sie führen ihn in den intellektuellen Raum, in einen Distanzraum. Das große Paradox dieses Lebens ist die starke innere Wärme, ein überaus sensibel ausgeprägtes und weit umspannendes Empathievermögen, das überall spürbar ist, und der Versuch, durch Kälte- und Distanztechniken an dieser inneren selbstaufzehrenden Glut nicht zu verbrennen. »Raum« ist das Zauberwort dieses Spannungsverhältnisses – Lethen verwandelt habituell Beziehungen in Räume, bedenkt sie mit Raumbegriffen und Raummetaphern. Sein ganzes Leben stellt sich im Nachhinein als ein vornehmlich in Worträumen gelebtes dar.



Die innere Dynamik dieser Erzählung ist akzelerierend. Sind die ersten beiden der vier Kapitel noch lebenshaltig und substantiell, so werden die späteren mehr und mehr abstrakt und ausgeräumt. Er zitiert Benjamin: »Platz schaffen; nur eine Tätigkeit: räumen«. Das »Bedürfnis nach frischer Luft und freiem Raum ist stärker als jeder Haß.« Der Begriff der »Biographie« trifft nur die Hälfte des Buches, vornehmlich die erste, immer stärker werden die zahlreichen Geschichten und Anekdoten durch ästhetische Reflexionen und philosophische Meditationen abgelöst. Besonderes Interesse hat im Feuilleton die Nachachtundsechzigerphase, in der die gesammelte Komik und Tragik dieser Generation eingefangen wird. Man lernt – trotz der Schwierigkeit, den linksintellektuellen Gedanken folgen zu können – Movens und Agens sehr wohl verstehen. Subjektiv war das Engagement in den K-Gruppen ein Haltgeber, etwa »vor den Phantasmen flottierender Sexualität«, objektiv waren sie Systemstabilisatoren. Lethen nutzt die historisch distanzierte Beschreibung auch zur Selbstwahrnehmung – »Wir hätten mehr wissen können« –, aber bis zur Infragestellung des Vorwurfs an die Väter reicht es nicht.

Über Umwege kommt er im akademischen Arkadien an, landet mit den *Verhaltenslehren der Kälte* (1994) einen Volltreffer und kann nun seine Hypersensibilität in endlosen Wort- und Wahrnehmungsräumen ausleben. Echtes Leben wird mehr und mehr durch Lektüren und artifizielle Wahrnehmungen ersetzt. Es wird nun öfter gedacht als gelebt. Diese Bewegung macht das Buch bedeutsam – weil symptomatisch. Wir tauchen ein in eine hochintellektuelle artifizielle Welt, in der Sozial- und Kunstwissenschaften in Kunst aufgehen: der Kunst, durch Wortakrobatik Wirklichkeit erscheinen zu lassen; ein Kompositum aus Intellekt, Ästhetik, Kälte, Distanz und Stoa. Ein Leben als Beschäftigungsmaßnahme, mit selbstauferlegten Sorgen.

Dort, wo Evidenzen verschwinden, werden sie zum Thema (etwa kulturwissenschaftlicher Konferenzen). Umgekehrt führt das Nachdenken über Evidenz zur Verhinderung der Wahrnehmung und des Verständnisses des doch so Evidenten. Er legt davon Zeugnis ab, vor allem im Kapitel über das Fremdsein des ihm nächsten Menschen – seiner Frau. Für sie (es handelt sich um Caroline Sommerfeld) war Raspails *Heerlager* ein Erweckungserlebnis, für ihn »das abgründige Bild einer wiederkehrenden Kolonialschuld«. So wundert es nicht, daß der Einbruch der realen Geschichte zu einer Umpolung führte: Der Theoretiker und Praktiker der Verhaltenslehren der Kälte bemerkt überrascht sein warmes Herz, während seine Frau ganz kantisch ihren Verstand wiederentdeckt und von nun an darüber nachdenkt, »wie sich Geschichte ohne Interventionen moralischer Kategorien denken ließe«. Während der paradigmatische Linke sich genötigt sieht, zu erklären, weshalb sich bei ihm »ein Ich-Gefühl, aber keines der nationalen Identität« ausbilden konnte, entdeckt sie in sich ihr deutsches Wesen.

In seiner anerzogenen und selbsterworbenen Angst vor der Substantialität ist es ein durch und durch deutsches Buch geworden. Die geleugnete Identität bestätigt sich im Raum ihrer Leugnung.

JÖRG SEIDEL ■

Rückkehr der nationalen Frage

Yoram Hazony: *Nationalismus als Tugend.* Aus dem Amerikanischen von Nils Wegner, Graz: Ares Verlag 2020. 272 S., 25 €

Yoram Hazony (Jg. 1964) ist so etwas wie der Star einer nationalkonservativen Strömung in Westeuropa und den USA, die Nationalstaat und Nationalismus rehabilitieren möchte und antiglobalistisch agiert, aber zugleich unter Betonung ihrer Liebe zu Israel und den Vereinigten Staaten alles potentiell Verruchte von ihrer Programmatik fernhalten möchte. Als Bibelwissenschaftler, Präsident des Herzl-Instituts (Jerusalem) und Vorsitzender der Lobbyvereinigung Edmund Burke Foundation (Washington, D. C.) ist Hazony ausreichend gut vernetzt, dieses Projekt als Schlüsselakteur voranzutreiben. Auf diesem Wege helfen Veranstaltungen in ganz Europa ebenso wie die Promotion seines Manifests, das in der englischsprachigen Erstausgabe als *The Virtue of Nationalism* (New York 2018) firmierte. Nun hat der Grazer Ares Verlag einen erwiesenen Kenner der US-Politik, den *Sezession*-Autor Nils Wegner, gewinnen können, jene Schrift ins Deutsche zu übertragen. Zwei Dinge vorweg: Die Übersetzung ist ausgezeichnet, und ob man Hazony für politisch sympathisch oder eine problematische Erscheinung hält – an der Lektüre dieses Bandes führt für niemanden ein Weg vorbei, der sich ernstlich mit konservativer, rechter, nationaler Politik im 21. Jahrhundert zu beschäftigen beabsichtigt.

Hazonys Ausgangsbasis ist dabei seine Maxime, daß er als »jüdischer Nationalist und Zionist«, so die Eigenbezeichnung, das Ende der Nationalstaaten in einem globalen Weltstaat fürchtet. Nationale Selbstbehauptung und identitäres Wollen seien durch globalistische Akteure nachhaltig desavouiert; die Vorstellung, daß die Welt am besten geregelt sei, wenn Nationen ohne fremde Einmischung ihren eigenen Kurs fahren, ebenso. Um diese Völker und Nationen auflösende Entwicklung umzukehren, bedürfe es einer nationalistischen Renaissance, und diese benötige wiederum ursächlich eine eigenständige nationalistische politische Doktrin. Nationalismus definiert Hazony hierfür als »antiimperialistische Theorie, die eine Welt der freien und unabhängigen Nationen schaffen möchte«. Der abzulehnende Imperialismus, als Gegenspieler des Nationalismus, sei demgegenüber eine Ideologie, die »der ganzen Welt Frieden und Wohlstand bringen will, indem er die Menschheit unter einem einzigen politischen System vereint«. In diesem Sinne erscheinen ihm Adolf Hitler und dessen Gefolgsleute ebenso als Imperialisten wie liberale Interventionisten, die eine globalistische Ordnung auf den Trümmern der Nationalstaaten errichten wollen. Beide wären Widersacher jener »kollektiven Selbstbestimmtheit«, die für Hazony die Basis nationalistischer Theorie und Praxis darstellt. Problematisch ist zu werten, daß er die Genese dieser genuin *politischen* Basis *religiös* anhand der Bibel erklären möchte; stark sind hingegen jene Passagen, in denen er den Staat als Familie »in einem größeren Maßstab« vor Global-Imperialisten wie Ludwig von Mises in Schutz nimmt und liberale wie libertäre Axiome gleichermaßen negiert, indem er aufzeigt, daß jedes Individuum durch Bindungen wechselseitiger Loyalität gegenüber seiner Familie, seinem Stamm und eben seiner Nation gebunden ist. Aus diesem nicht hintergehbaren Grund sei es unmöglich, die abstrakte Freiheit des Einzelnen herzustellen, ohne vorher die konkrete Freiheit der Familie, des Stammes oder eben der Nation erkämpft zu haben: »Wenn das Kollektiv zersplittert, verfolgt, bedroht und geschmäht ist, dass keine Hoffnung darauf besteht, dass es seine Ziele und Ansprüche erreichen können wird, dann ist dieses Kollektiv nicht frei, und der Einzelne ist es auch nicht.«

Hazony, und sein integraler Argumentationsweg zeigt dies unablässig, hat bei seiner vorgeblich *allgemeinen* nationalistischen Theoriebildung stets das *besondere* Beispiel Israels vor Augen, was mitunter problematisch für den europäischen Leser ist. Martin Lichtmesz hat daher in seiner Studie *Ethnopluralismus* (Schnellroda 2020) Hazonys Werk berechtigt als »eine politische Programmschrift mit zum Teil sehr eigenwilligen judäozentrischen Herleitungen und historischen Verbiegungen« bezeichnet. Bisweilen hält dieser Zugang aber auch Erkenntnisse bereit, die für das multikulturelle Europa von Morgen von Belang sind. Dazu muß Hazonys Reflexion über Mehrheitsnation und zugewanderte Minderheiten – ethnokulturelle Vorherrschaften in Nationalstaaten müssen »eindeutig und unstrittig«, »Widerstand zwecklos« sein – ebenso gerechnet werden wie seine Absage an Nur-Patrioten, die nicht begreifen würden, daß die Liebe zum Eigenen zwingend auch politisch-kämpferisch vertreten werden müsse. Das alles ist zweifellos richtig – nur ist es eben in deutschen Nationalismusdebatten von Arthur Moeller van den Bruck und Ernst von Salomon bis zu den Gebrüdern Jünger bereits seit den 1920er Jahren präsent, in Frankreich spätestens seit der zunächst nationalistischen, dann nationalismuskritischen rechten Denkergarde von Alain de Benoist bis Dominique Venner. *Nationalismus als Tugend* ist somit Nachhut und Vorhut zu europäischen Debatten zugleich: Nachhut, weil diese Dinge in unseren Breitengraden bereits vor Jahrzehnten diskutiert wurden; Vorhut, weil Hazonys Buch zeigt, wie die nationale Frage in Israel und den USA wieder offener ausgehandelt wird, was neuen Spielraum auch für europäische Debatten schaffen könnte. Hazony bis dato gelesen zu haben, dürfte nicht schaden.

BENEDIKT KAISER ■

Nichts als menschliche Schwäche

Augustin Cochin: *Die Revolutionsmaschine. Ausgewählte Schriften.* Mit Beiträgen von Patrice Gueniffey und François Furet. Wien: Karolinger Verlag 2020. 190 S., 24 €

Im Band 20 der *Herderbücherei INITIATIVE* mit dem bezeichnenden Titel *Rückblick auf die Demokratie* (1977) findet sich ein Aufsatz von Rudolf Zitelmann über Augustin Cochin, dem von heute aus gesehen nur wenig hinzuzufügen ist. Damals mußte Zitelmann ausschließlich auf französische Originalquellen zurückgreifen. Auch das Werk *Penser la Révolution Française* des Historikers François Furet, das sich Cochin eingehend widmet und aus dem im jetzt vorliegenden Band ein Auszug als Nachwort abgedruckt ist, erschien erst ein Jahr später. Der Karolinger Verlag hat sich die Mühe gemacht, die französische Ausgabe von Cochins wichtigsten Schriften jetzt auf Deutsch herauszubringen. Die Mühe hat sich gelohnt.

Cochin (geboren 1867, gefallen 1916) hat sich jahrelang in die Archive aller möglichen französischen Départements begeben, um am Quellenmaterial nachzuweisen, daß die Französische Revolution weder wegen ökonomischer oder gesellschaftlicher Widersprüche, Unterdrückung des dritten Standes etc. ausbrach, noch, wie Hippolyte Taine seinerzeit behauptete, eine plötzliche Anwandlung von »spontaner Anarchie« im Volke gewesen ist. Im Gegenteil, ganz im Gegenteil sogar: Um die Mitte des 18. Jahrhunderts bilden sich in ganz Frankreich »philosophische Gesellschaften«, sogenannte *sociétés de pensée*. Dabei handelt es sich um Lesezirkel, wie Pilze aus dem Boden schießende Logen, Zellen, Akademien, literarische Klubs. Ihr Netz wird zusehends ausgedehnter und engmaschiger, bis jede Provinzstadt ihren Klub und ihre Zelle hat. Cochin hat die Briefe, Memoranden und Protokolle der vorrevolutionären »Denkgesellschaften« verglichen – die Parallelen sprechen für Absprache und geheime Steuerung. Interessant ist nun, gerade wenn man mit dem heutigen Blick des verschwörungstheoriegeplagten Beobachters an die Revolutionsmaschine herantritt, daß Cochin im Gegensatz zu prominenten Zeitgenossen gerade nicht »die Freimaurerei« als Hintergrundfolie aufspannt. Zweifellos spielen ihre Logen eine Rolle, aber die Mechanismen, deretwegen Cochin von einer »Maschine« spricht, funktionieren nicht nach Freimaurerregularien, sondern wie von selbst: Es ist nichts als die menschliche Schwäche, mit der die Maschine arbeitet. Die Eliten schleifen sich aneinander ab, das Volk wird aufgerieben.

Es sind zunächst die »Philosophen«, deren Gesellschaften eigene Sortierungs- und Einübungsgesetze kennen, die nach und nach vom gesunden Menschenverstand abrücken und ein »Sprachregime« (Michael Esders) an dessen Stelle setzen. »Freiheit«, »Volk«, »Demokratie« oder »Patriotismus« werden umcodiert, ohne daß es einen Plan dazu gäbe, denn die freischwebende Intelligenz formt die Welt nach ihrem Traumbilde, aus Meinungen wird irgendwann unter der Hand »neue Wirklichkeit.« Die gesellschaftliche Arbeit geht vom Angriff auf die Verteidigung über: »um das Denken zu befreien, isoliert sie es vom Leben, anstatt es sich zu unterwerfen«. Der nächste Schritt innerhalb der Denkgesellschaften besteht darin, daß sich »jeder (dem) unterwirft, wovon er glaubt, daß es alle billigen«. Dergleichen kommt uns Heutigen sehr bekannt vor, man denke nur an Gendermainstreaming oder Schulddiskurs.

Nach den Philosophen, die, so Cochin, den Tempel niederrissen, kamen die Jakobiner, um ihn wieder neu aufzubauen. In den Augen der Verteidiger des neuen Regimes sind dann – schwuppdiwupp! – die Gesellschaften = das Volk. Die neue Macht kann darauf verzichten, als legitimer Herrscher anerkannt zu werden, da sie mit der Methode der *faits accomplis* ihre Herrschaft immer schon gesichert hat, mit anderen Worten: »alternativlos« geworden ist. Es gibt keinen Widerspruch mehr zwischen den Interessen des Volkes und Rousseaus *volonté générale,* weil es begrifflich keine Möglichkeit mehr gibt, das »Volk« jenseits der bereits siegreich errungenen Volksherrschaft überhaupt noch zu denken. So geht Sozialismus: »Die Denkgesellschaften sind nicht der Sozialismus, aber sie sind das Milieu, in dem der Sozialismus sprießen, wachsen und herrschen kann, auch wenn ihn nichts ankündigt, wie in den Logen von 1750.«

Cochins Buch liest sich streckenweise wie Hannah Arendts *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft* (1948), nur sprachlich feiner auf den Punkt gebracht und wesentlich kürzer. Allein Cochins Analyse der Austreibung der Wirklichkeit aus den Denkgesellschaften lohnt den Vergleich mit Arendt, genauso wie seine Beschreibung der Beherrschbarkeit des isolierten Menschen oder die Gleichschaltungsmethode, die Zustimmung des Volkes durch die Suggestion, überall anders hätte das Volk bereits zugestimmt, zu erreichen. Arendt stellt nirgendwo die Frage, w i e genau diese Maschine operiert, sie kritisiert die totalitären Folgen der Operationen, während Cochin aus den Einzelquellen die Operationen und daraus die Revolutionsmaschine zusammenbaut.

Wer Genaueres über die Gegenwart erfahren will, der gehe zurück zur Französischen Revolution – vielleicht wird er dort an der Hand von Augustin Cochin manchen Vorausblick auf den bereits laufenden *Great Reset,* den Umbau des globalen Kapitalismus hin zu einer neuen Ordnung, werfen können. Denn Revolution ist stets nicht nur die Zerstörung des alten, sondern ebenso der unverzügliche und unbemerkt ablaufende Aufbau des neuen Tempels.

CAROLINE SOMMERFELD ■

Meilenstein, total

Branko Milanović: *Kapitalismus global. Über die Zukunft des Systems, das die Welt beherrscht,* Berlin: Suhrkamp Verlag 2020. 404 S., 26 €

Ein Buch, das Ende 2019 in der Redaktion der *Sezession* begeistert aufgenommen und diskutiert wurde, war *Das Licht, das erlosch* (Berlin 2019). Verfaßt haben es der Bulgare Ivan Krastev und der US-Amerikaner Stephen Holmes. Der Kerngedanke ihres Buchs kreist um die Arroganz der liberalen Demokratie, deren Anhänger die Autoren gleichwohl sind. Sie machen keinen Hehl aus ihrer Abneigung gegen die illiberal-demokratischen Entwürfe, die in Ungarn, in Polen oder in Rußland umgesetzt werden. Aber ihre Verstehensbemühung für deren Entwicklung war beispiellos, und ihre Thesen wirkten schlagend. Nun erscheint gegen Ende des Folgejahres ein Werk, das wiederum das Prädikat »Meilenstein« verdient. Während Krastev und Holmes den Fokus auf liberale vs. illiberale Demokratie legten, das heißt die *politische* Ebene priorisierten (ohne die damit einherhergehende ökonomische und gesellschaftliche Dimension zu negieren), konzentriert sich Branko Milanović auf die ökonomische Ebene (ohne die damit einhergehende politische und gesellschaftliche Dimension zu negieren). Auch der serbisch-amerikanische Wirtschaftswissenschaftler (Jg. 1953) ist keiner von »uns«. Wie seine Kollegen Krastev und Holmes ist er Anhänger eines liberaldemokratisch-egalitären Weges. Aber auch Milanović will zuallererst verstehen und darstellen, und seine quellensatten Thesen lassen dem Leser Spielraum zum eigenständigen Weiterdenken.



Der Ausgangspunkt Milanovićs ist die Feststellung, daß es der Kapitalismus – als wesentlich auf Wachstum beruhendes System – besser als alle konkurrierenden Modelle verstanden habe, jene Bedingungen zu schaffen, die ihm eine beispiellose Stabilität verschaffen. Dies gelingt ihm, indem die Majorität der Individuen die hegemonialen Werte der Eliten, auf denen das System beruht, bereitwillig vertreten. Auf diese Art werden sie verstärkt und legitimiert.

Global habe sich kapitalistisches Wirtschaften bis auf marginale Nischenräume indigener Völker und bewußt separierter Aussteiger durchgesetzt. Augenblicklich gebe es lediglich verschiedene Wege, den Kapitalismus auszugestalten und, sofern erwünscht, durch rigide Setzungen zwar nicht final einzuhegen, aber doch in adäquatere Richtungen zu lenken. Die wichtigsten Vertreter dieses global reüssierenden Systems macht Milanović im »liberalen meritokratischen Kapitalismus« der USA und im »politischen Kapitalismus« Chinas aus, die er jeweils ausführlich in ihren Stärken und Schwächen, möglichen Allgemeinheiten und genuinen Besonderheiten analysiert. Man kann trefflich darüber streiten, ob beide Arbeitsbegriffe ohne weiteres die einzig möglichen Bezeichnungen für die US-amerikanischen und chinesischen Leitmodelle sind (sie sind es sicherlich *nicht*), aber akzeptiert man diese Prämisse des Autors, stehen fast 400 Seiten zur Diskussion herausfordernde Lektüre an, deren einzelne Kapitel aufeinander abfolgend oder, wem die Lesezeit rar scheint, auch einzeln vorzunehmen sind. Für rechtsorientierte Leser unverzichtbar sind beispielsweise Milanovićs Überlegungen zum »Wohlfahrtsstaat in der Ära der Globalisierung«, wobei es die angloamerikanische Sozialisation des Autors bedingt, daß er »Wohlfahrtsstaat« und »Sozialstaat« synonym verwendet, was gerade aus kontinentaleuropäischer Perspektive zu bemängeln ist. Aber es erinnert an eine zeitgemäße und mit aktuellen Daten gestützte Weiterentwicklung der Denkarbeit Rolf Peter Sieferles, wenn Milanović auf die Kernbereiche eines jeden Sozialstaats hinweist und diese analysiert. Für einen auch im Mainstream rezipierten Autoren beachtlich ist, daß Milanović nicht verschweigt, was das Kernelement eines jeden funktionierenden und effizienten Sozialstaats ist: Er wurde errichtet, um Leistungen für eigene Staatsbürger zu bieten, die in unvermeidlichen (Schwangerschaft, Elternzeit, Kindergeld etc.) oder sehr verbreiteten (Unfallversicherung am Arbeitsplatz, Gesundheitsfürsorge, Krankengeld etc.) Situationen im Leben der Bürger nötig sind. Der Sozialstaat beruhe stets »auf der Annahme eines ähnlichen Verhaltens aller Mitglieder der Gesellschaft, anders ausgedrückt auf ihrer kulturellen und vielfach auch ethnischen Homogenität«, weshalb das historische Entstehen eines Sozialstaates unweigerlich »zahlreiche nationalistische Elemente aufwies«. Nun aber untergraben Globalisierungsfolgen diese Gegebenheiten. Schrumpfung der Mittelschicht, Arm-Reich-Polarisierung und Migration unterminieren die Bestände des Sozialstaats, dessen Voraussetzung (!), so der Autor, »Homogenität« sei. Es mag dieser Einsicht Milanovićs geschuldet sein, daß er als erklärter liberaler und egalitärer Kapitalist und gleichwohl realistischer Denker eine »grundlegende Veränderung der Einwanderung« in Richtung von »befristeten Bewegungen von Arbeitskräften« einfordert, »die keinen automatischen Zugang zur Staatsbürgerschaft und dem gesamten Angebot an Sozialleistungen haben«.

Milanović rechtfertigt nichts anderes als relative *ethnokulturelle* Homogenität und relative *soziale* Homogenität als doppelte Basis eines auch im 21. Jahrhundert noch denkbaren und durchsetzungsfähigen Sozialstaates. Seine Analysen können daher der weiteren inhaltlichen Fundierung eines Solidarischen Patriotismus dienen. Spätestens damit aber gilt für Milanovićs *Kapitalismus global* dasselbe, was Götz Kubitschek über *Das Licht, das erlosch* formulierte. Das Buch müsse »von uns weitergedacht, das heißt: übertragen werden auf unsere deutsche Lage«.

BENEDIKT KAISER ■

Fakt ist, was *wir* sagen

Katharina Nocun, Pia Lamberty: *Fake Facts. Wie Verschwörungstheorien unser Denken bestimmen,* Köln: Quadriga 2020. 348 S., 19.90 €

Zugegeben, die Schnittmenge zwischen »Rechten« und »Verschwörungstheoretikern« ist beträchtlich. Exakt läßt sich das kaum benennen oder beziffern. Die Etiketten sind ungenau, die Milieus äußerst heterogen. Bringt dieses vielgelobte Buch zweier »Expertinnen« (auf sogenannte Expertise geben die beiden jungen, teils nasenberingten »Forscherinnen« viel) Licht ins Dunkel? Kaum. Wenig überraschend weisen Frau Nocun (»Bürgerrechtlerin, Netzaktivistin«) und Frau Lamberty (Psychologin) darauf hin, daß wir nicht von »Verschwörungstheorien«, sondern vielmehr von -mythen oder- erzählungen sprechen sollten. Es handele sich bei diesen Diskursen um keine »wissenschaftlich nachprüfbare Annahme über die Welt«. Was wissenschaftlich nachprüfbar ist, bestimmen nämlich sie. Wo sie es eben nicht nachprüfen können, werden sie moralisch. Das ist ein so durchsichtiges Verfahren, daß es kaum der Rede wert wäre. Die Autorinnen machen es sich einfach. Sie pakken (die durchaus zahlreichen) Menschen, die an die Herrschaft von Reptiloiden (die Queen wäre in Wahrheit ein Reptil, das die Weltherrschaft anstrebe) glauben oder davon ausgehen, daß »Chemtrails« weiße Menschen unfruchtbar machen, in eine Kiste mit solchen, die vermuten, daß an »9/11« etwas faul ist oder die an gewisse Lenkungsmechanismen innerhalb der Medien glauben. Das Autorinnenduo, sich hauptsächlich entlang »neuester Studien« entlanghangelnd, macht einige wenige Punkte: Verschwörungsaffin sind vor allem Menschen, die einen akuten Kontrollverlust erfahren haben. Es sind Leute, die ein besonderes Bedürfnis nach Einzigartigkeit haben. Personen mit einer gewissen »Verschwörungsmentalität« (deren Existenz evident ist) hängen solchen Erzählungen eher an, wenn sie gerade als besonders unpopulär dargestellt werden. Hier scheint sich die berühmte »Schweigespirale« von Noelle-Neumann punktuell in ihr Gegenteil verkehrt zu haben – das ist eigentlich eine Zäsur!



Interessant ist auch der Befund, daß die Verschwörungsgläubigkeit international schwankt. Beispielsweise Mexikaner, US-Bürger und Franzosen seien besonders skeptisch gegenüber offiziösen Narrativen. In Deutschland glaubten 1981 »fast 49 Prozent an das Narrativ der ›Lügenpresse‹«. Mehr als 20 Prozent meinten, daß die »Bundesregierung eine Marionette von Amerikas Gnaden« sei. Die Autorinnen sprechen von »Ankerheuristiken«: Da wir Netznutzer mit einer Menge »alternativer Fakten« konfrontiert würden, bestimmten diese informellen »Anker«, daß wir bestimmte weitere Zusammenhänge für plausibel halten. Das klingt nach einer Mißtrauensspirale. Ob es analog auch eine naive »Vertrauensspirale« gibt, darüber schweigen sich unsere Autorinnen aus. In vierzehn nachdenklichmachensollenden Kapiteln, sprachlich dürftig (meist ist es gerade Herbst, ein »kühler Herbstmittag«, ein »sonniger Herbsttag« oder ein »lauer Herbstabend«) gehen die beiden Damen den Verschwörungsgläubigen ebenso nach wie solchen, die in ihrem »persönlichen Umfeld« unter Verschwörungsfreunden leiden. Reportageartige Versuche (»Er [Greta-Fan] lacht. Dann wird er wieder ernst«; »Paula, Name geändert, freut sich sichtlich, uns zu treffen«) fließen mit »Analysen« in eins. In der Sprache der Autorinnen: »Es macht was mit einem, wenn man ständig mit Geschichten über eine mutmaßliche Verschwörung konfrontiert ist.« Oder: »Im Netz finden sich zahlreiche Inhalte, in denen wissenschaftliche Erkenntnisse bestritten werden.« Oder: »Das mittlerweile verbotene Buch *Geheimgesellschaften und ihre Macht im 20. Jahrhundert* wurde unter Gymnasiasten verliehen und stand bei Hausfrauen im Buchregal.« Gab es keinen Lektor? Der wenigstens die hier abgedruckte Anweisung »kursiv!« hätte streichen können?

Die Kapitel lauten etwa: »Zwischen Holocaust-Leugnung, Weltuntergangsfantasien und Größenwahn: Verschwörungsideologien der extremen Rechten« oder »Papa glaubt an Chemtrails? Tipps und Strategien zum Umgang mit Verschwörungsgläubigen«. Dem Autorenduo ist es allerdings »wichtig zu verstehen: Verschwörungserzählungen finden sich nicht nur am rechten Rand, sondern auch in der Mitte der Gesellschaft, bei Minoritäten und eben auch im linken politischen Spektrum. Auch wir haben das schon öfter mitbekommen.« Wer sind also diese Entlastungslinken, die eine neutrale Position der Schreiberinnen bezeugen sollen? Natürlich geht es hier *nicht* um genuin linke Verschwörungsmythen wie die ominösen »rechtsradikalen Netzwerke« oder statistische Schummeleien, wo NS-Schmierereien als »rechte Propagandadelikte« von Linken zur Mythenbildung mißbraucht werden. Gemeint sind hingegen Leute aus dem Spektrum der (gemeinhin als »rechts« apostrophierten) Zeitschriften *Compact* und *wir selbst* oder Publizisten wie Daniele Ganser und Ken Jebsen. Heißt: Ominösen Theorien hängt man *doch* nur rechts an!

Nun gibt es ein Problem: In »Studien« konnte gezeigt werden, daß »bereits der bloße Kontakt mit Verschwörungserzählungen« äußerst gefährlich sein kann. Darum der Ruf an alle: Selbst beim Appell gegen Verschwörungsmythen niemals deren Thesen wiederholen! »So kann das Risiko minimiert werden, bei einer Gegenrede versehentlich die irreführenden Informationen zu verfestigen.« Soviel für heute zum Thema »Der mündige Bürger.«

ELLEN KOSITZA ■

Der Gottes-Draht

Peter Sloterdijk: ***Den Himmel zum Sprechen bringen. Über Theopoesie,*** **Frankfurt a. M.: Suhrkamp Verlag 2020. 344 S. 24.80 €**

Den Himmel zum Sprechen bringen schließt an verschiedene offen liegengelassene Fäden an. Zum einen schreibt Sloterdijk die Ausführungen des amerikanischen Philosophen und Psychologen William James (1842–1910) weiter, der in *Die Vielfalt religiöser Erfahrung* (1902) dem Rätsel der regionalen und zeitlichen Ausdifferenzierung eines allgemeinen Phänomens auf die Spur kommen und in *Der Wille zum Glauben* die dahinterliegenden Psychoenergien deutlich machen wollte. Nicht zufällig schrieb Sloterdijk das Vorwort zur Neuausgabe der *Vielfalt.* Zum anderen steigt Sloterdijk in selbst getretene Spuren: *In Weltfremdheit* (1993) widmete er sich der inneren Dynamik religiöser Segregation am Beispiel des Anachoretentums, in *Gottes Eifer* (2007) – einem Beifang der Überlegungen zum Thymos *(Zorn und Zeit)* – fragte er nach den Antriebsenergien und den Akzelerationslogiken der monotheistischen Religionen auf ihrem unabänderlichen Weg zur Zivilisierung, und in *Nach Gott* (2017) widmete er sich der theologischen Aufklärung.

Die Theologie wird nun hinter sich gelassen; sein jetziges Ansinnen spiegelt das Zentralwort »Theopoesie« wieder. Es soll den Redeverkehr zwischen Gott und Menschen einfangen. Da es auf der Erde ein starkes und zunehmendes Bedürfnis – in den verschiedenen religiösen Ausformungen – nach Gott gab und gibt, dieser sich aber als oft schweigsamer, rätselhafter oder zumindest unberechenbarer Gesprächspartner erwiesen hat, der nur wenigen Auserwählten die Gnade einer direkten Kommunikation zuteilwerden ließ, haben Menschen immer wieder auf mehr oder weniger poetische Art und Weise versucht, den Herrn zum Sprechen zu bringen oder doch wenigstens zu erraten, was er sagen würde, wenn es ihn gäbe und zu sprechen gelüstete. Freilich, im Begriff der *poeisis* (Erschaffung) liegt ein notwendiger Affront den Erschaffenen oder sich als erschaffen Wähnenden gegenüber.

Im ersten Teil beruft sich Sloterdijk auf einen altgriechischen Theatertrick: Man ließ den Gott mithilfe einer technischen Konstruktion, die den zukunftsschwangeren Namen »theologeion« trug, in die Arena schweben, um ihn an den Sorgen, Kämpfen und Sünden der Erdlinge aktiv teilnehmen zu lassen. Diese Metapher wird durch die Zeiten verfolgt bis hin zu den späten theologischen Kuriositätensammlungen. Im zweiten Teil durchleuchtet er die häufigsten Stil- und Zielmittel der Theopoesie wie »Zusammengehörigkeit«, »Geduld«, »Übertreibung«, »Kerygma«, »Suche« usw. Auch wenn das als »abgehoben« erscheinen mag, so sind die Rückbezüge in die Gegenwart jederzeit sichtbar, wenn auch nicht immer so klar ersichtlich wie in den recht unzeitgemäßen Äußerungen zu Islam und Koran oder der Kritik solcher Kampfbegriffe wie »Volk«, »Nation« oder »Identität«. Warum freilich die poetischen Selbstbildungskräfte in Hinblick auf Gott konstitutiv sein, beim Volk – also einer »Demospoesie« – versagen sollen, ist nicht ausgeführt.

Immerhin lernt der Leser in dieser kommentierten Ausgabe der gesammelten theologischen Paradoxien, daß Glauben, dessen Rechnung logisch aufgeht, unmöglich ist. Im letzten Abschnitt zieht Sloterdijk die Fäden seiner bis dahin scheinbar schwebenden gedankensatten Assoziationen überraschend straff zusammen – hier klärt sich die Frage »wozu?« endgültig – und begründet den notwendigen Autoritätsverlust des Religiösen in der Moderne: Sich verselbständigende »Diesseitspraktiken« haben der Religion und ihren Institutionen die Kompetenzen entzogen, befriedigen mit eigenen Mitteln den numinosen Bedarf; Religion ist »der Rest, der nach dem Abzug von allem bestehen bleibt, was in die Wissenschaft, die Ökonomie, das Justizwesen, die Philosophie usw. abwandert« und eine »Beihilfe zur Auslegung des Daseins« darstellt. Der Begriff der Religionsfreiheit erhält hier eine doppelte Bedeutung: die Religion sei frei, ihre sozialen Funktionen zu entlassen, sie müsse den sozialen Ensembles keine Zusammenhaltsmotive mehr liefern – diese sind also auch frei von der Religion –, sie müßten sich zum zweiten einer neuen Konkurrenz um die Existenzdeutung stellen, namentlich der Philosophie und der Künste. Religion erringt eine »erhebende, skandalöse Nutzlosigkeit, sie ist so überflüssig wie die Musik«. Sie erlangt Luxuscharakter, ihre Institution dürfe nun den Rang einer Körperschaft des öffentlichen Rechts beanspruchen.

Die sprachliche Kunstfertigkeit, in der Sloterdijk diese Erkenntnisse kleidet, ist ein Paradebeispiel eines Textes – letztlich löst er damit das nicht gehaltene Versprechen postmodernen Schreibens ein –, der verletzungsfrei, ohne jegliches Zündeln über wahren Explosivstoff spricht und zudem genügend Selbstsicherungen einbaut, die vor weltanschaulichem Mißbrauch schützen (sollen). Eventuell auftretende Verspannungen werden durch eine immer wieder aufblitzende Heiterkeit und Ironie gekontert.

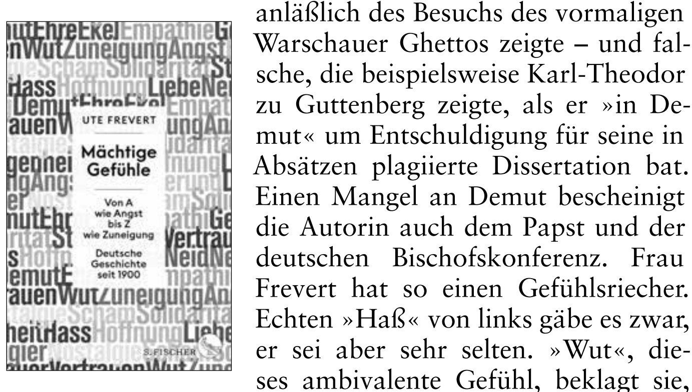
JÖRG SEIDEL ■

Gefühl ist immer und überall

Ute Frevert: ***Mächtige Gefühle. Von A wie Angst bis Z wie Zuneigung. Deutsche Geschichte seit 1900,*** **Frankfurt a. M.: S. Fischer Verlag 2020. 496 S., 28 €**

Das war einigermaßen folgerichtig: daß nach den historiographischen Querschnittsmoden der »Oral History« (der rein mündlichen Tradierung

im Zeitalter der Moderne) und der »Geschichte von unten« (nicht Könige und Feldherren, sondern die »kleinen« Leute stehen im Fokus) nun die »Gefühlsgeschichte« populär wird. Das alles hat gute Gründe, zwar womöglich fragwürdige Absichten, doch einen reichhaltigen Output. Daten, Schlachten, Verträge: Das ist Männerzeug, HIStory, ein kaltes Werk. Solch »gestrige« Geschichtsschreibung ergibt ein ehernes Bild, das unter Einbeziehung »weicher« Komponenten nicht notwendig schwammiger, sondern vielschichtiger werden kann. Hier allerdings: nicht.



Autorin Ute Frevert (geb. 1954) leitet seit langen Jahren den Forschungsbereich »Geschichte der Gefühle« am Berliner Max-Planck-Institut für Bildungsforschung. Ab 2018 kuratierte sie mit ihrer Tochter Bettina Frevert eine an 2500 Orten (VHS, Rathäusern, Stadtbibliotheken etc.) gezeigte Plakatausstellung titels »Die Macht der Gefühle«. Zwanzig Poster mit knappen Erläuterungen hingen aus. Das habe »große Aufmerksamkeit und Lob erfahren.« Da sich von den bildbetrachtenden Menschen (wir dokken hier sanft an den Schreibduktus der Autorin an) vielfach mehr »Kontext« gewünscht wurde, kommt Frau Frevert sen. nun dieser Bitte knapp fünfhundertseitenlang nach. Kurz gesagt: Es ist nervtötend, artig und öde, wo es doch so vielsagend und reichhaltig hätte sein können. Die fast zeitgleich erschienene *Geschichte der Gefühle* des in Berlin lehrenden Rob Boddice beweist es ja! Sehr lückenhaft, äußerst ungefähr, nämlich willkürlich dekliniert Frau Frevert die Zeitläufte zwischen 1900 und 2020 anhand von zwanzig Gefühlsarten durch, die beispielsweise wie folgt (und es paßt zu ihrer Sparkassen-Attitüde, daß es hier wirklich von »A bis Zett« geht) rubriziert werden: Angst, Demut, Ehre, Ekel, Neid, Stolz, Wut.

Wohin der Hase läuft, wird bereits in den ersten Abschnitten klar. Frau Frevert fragt rhetorisch, ob wir »die Welt« nicht besser verstünden, wenn »wir auf Gefühle achtgeben und das, was sie tun, unter die Lupe nehmen?« Die spontane Antwort lautet »ja«: Allein, weil die rechtsextremistischen Morde in Hanau im Februar 2020 »in weiten Teilen der Bevölkerung Trauer, Wut und Scham auslösten.« Man füge hinzu: natürlich sämtliche Gefühle rund um das Corona-Virus. Hier macht Frau Frevert das Gefühl »Solidarität« aus »für diejenigen, die am tödlichsten gefährdet sind.« Sprachgefühl, soviel wird rasch klar: Mangelware. Die Autorin macht überdeutlich: Gefühl ist immer und überall. Gefühl ist aktuell und ewig zugleich! »Historische Erfahrungen« sorgen dafür: »In Deutschland weckten die Bilder verzweifelter Menschen, die aus ihrer von Bürgerkrieg und Gewalt zerstörten Heimat flohen, Erinnerungen an Flucht und Vertreibung, die Millionen Familien nach dem Zweiten Weltkrieg am eigenen Leib erlebt hatten.« War das wirklich ein anschaulicher Vergleich für die alten Schlesier und Ostpreußen? Fünf Jahre später (Moira 2020) habe sich dieser Gefühlsausbruch »verdünnt« wiederholt. Autorin Frevert ist eine Träumerin. In ihrem Reich gibt es »Bürger und Bürgerinnen«, die sich »ihre Gefühle nicht vorschreiben« lassen und »trotzig reagieren, wenn sie Manipulationen wittern.« Manipuliert wird in ihren Augen, logisch, nur von rechts. Daher gäbe es etwa »echte Demut«, wie sie sich im »spontanen« Kniefall von Willy Brandt 1970 anläßlich des Besuchs des vormaligen Warschauer Ghettos zeigte – und falsche, die beispielsweise Karl-Theodor zu Guttenberg zeigte, als er »in Demut« um Entschuldigung für seine in Absätzen plagiierte Dissertation bat. Einen Mangel an Demut bescheinigt die Autorin auch dem Papst und der deutschen Bischofskonferenz. Frau Frevert hat so einen Gefühlsriecher. Echten »Haß« von links gäbe es zwar, er sei aber sehr selten. »Wut«, dieses ambivalente Gefühl, beklagt sie, stieße auf Resonanz, wenn sie von Götz Kubitschek proklamiert würde, wohingegen »Wutausbrüche linksautonomer Aktivisten« auf wenig Resonanz stießen. Das vermaledeite Gefühl »Ehre« sei zum Glück unlängst mit »Würde« ausgetauscht worden, was nun ein »inklusiver« Begriff sei und allen Menschen zugesprochen werde. Nun gibt es allerdings ein Problem mit der Würde von AfD-Politikern, die Frau Frevert als »rechtsradikal« recht offen verabscheut. (»Abscheu« fehlt als Lemma!) AfD-Leute hätten, schreibt sie zum Stichwort »Ekel«, bereits von »Parasiten« und »degenerierter Spezies« gesprochen. Mit welchen Worten (von »Ratten« bis »Abschaum«) die AfD ihrerseits bedacht wurde, wird hier tunlichst verschwiegen. Dieses Buch ist in jeder Hinsicht haarsträubend. Wir reden hier von *der* deutschen Gefühlsforscherin und von einem der größten deutschen Publikumsverlage. Das Lemma »Peinlichkeit« fehlt übrigens.

ELLEN KOSITZA ■

Heitere Gelassenheit

Rolf Schilling: *Orpheus des Nordens. Gedichte*, Neustadt an der Orla: Arnshaugk 2020. 255 S., 28 €

Zu seinem 70. Geburtstag am 11. April 2020 hat Rolf Schilling einen neuen Gedichtband vorgelegt: *Orpheus des Nordens*. Wie andere Gestalten seiner Dichtung – wie der Quester, der Holder und der Gralshüter – so ist auch dieser Orpheus kein anderer als Schilling selbst. Und wie schon in früheren Gedichten, so bedient sich der Dichter auch jetzt gern des lyrischen Du, liebt das Selbstgespräch, mit dem er sich von der Welt und ihren Nichtigkeiten zurückzieht, macht doch der Reichtum des inneren Lebens allen zeitgeschichtlichen Lärm vergessen. Schillings Solipsismus verdankt sich seiner Ausgrenzung in der DDR, an der sich nach der Wende nichts

geändert hat: »Langer Atem war vonnöten / Vor und mehr noch nach der Wende.« Denn auch im neuen Deutschland blieb Schilling auf sich selbst verwiesen und wird bis heute sowohl von der »Qualitätspresse« als auch von der Germanistik nicht wahrgenommen, woran sich vermutlich auch nichts ändern wird. Schilling hat sich ins Unvermeidliche gefügt, und mit Wohlwollen fällt sein Blick auf das Werk, für das er so manches Opfer gebracht hat. So sprechen aus den neuen Gedichten eine Heiterkeit und ein spätes, übermütiges Glück, wie man es weder beim frühen noch beim mittleren Schilling findet. Sogar – man reibt sich verdutzt die Augen – das eigene Autodafé wird in Erwägung gezogen. Das Gedicht mit dem Titel »Mag sein« sei zitiert: »Mag sein, daß ein Autodafé / An deines Verswerks Ende steh, / Doch sag das heut noch nicht zu laut. / Solange sich's zusammenbraut / Und aus der Wolke zuckt der Blitz, / Harr aus auf deinem Dichtersitz.«

Die von Schilling auch in den neuen Gedichten beschworenen Götter sind nicht die Götter der Antike – auch sie findet der Dichter in sich selbst. Doch sind sie nicht bloße Erfindungen, sie gewinnen ein eigenes Leben und begleiten den Leser durch die Gefilde des Traums, der dem Leben Sinn verleiht. So ist Schillings poetischer Solipsismus keine Sackgasse, sondern der Dichter führt den Leser auf ein weites Feld, wo sich Erde und Himmel begegnen. Zuweilen auch springt er über seinen Schatten und wendet sich den kleinen Dingen des Lebens zu wie etwa einem unscheinbaren Wespennest oder einer Nuß, die es zu knacken gilt. Hieraus die letzte Strophe: »Doch wer sie mit der Zange packt / Oder mit Zähnen, gut in Schuß, / Die Schale zwacken kann, der knackt / die Nuß.«

Ein Gedicht, voller Unbeschwertheit und jungenhafter Ernsthaftigkeit, das übrigens auch ein Augenzwinkern enthält, denn der Dichter des Hohen Tons fällt unvermittelt aus der Rolle und wird umgangssprachlich: »gut in Schuß«. Auf solche auf den ersten Blick befremdliche umgangssprachliche Einsprengsel muß man in Schillings Spätwerk gefaßt sein. So läuft einem sogar das scheußliche »angesagt« über den Weg. Es handelt sich dabei aber um keine fahrlässigen Entgleisungen. Im Gegenteil: Schilling bezeugt durch sie – im Kontrast zur stilistischen Meisterschaft seiner Verse – seine spielerische Souveränität, die es ihm erlaubt, zuweilen mit dem Mainstream zu kokettieren.

So heiter und übermütig viele Gedichte des neuen Bandes auch sind – es finden sich unter Schillings späten Gedichten aber auch einige, die von Einsamkeit und Stille sprechen: den Quellen seiner Inspiration. So zum Beispiel in dem Sonett »Still«: »Vor der Schwelle stehend, / Halte dich ganz still, / Andres nicht erflehend / Als was kommen will. // Säum vor der Christrose, / Die im Garten-Eis / Zeugt, wer dich erlose, / Was der Traum verheiß. // Sieh den Himmel blauend / Über Hof und Haus. / Auf das Wort vertrauend, // Halt im Schweigen aus. / Spür den Strom, sich stauend, / Bis der Tauwind braus.«

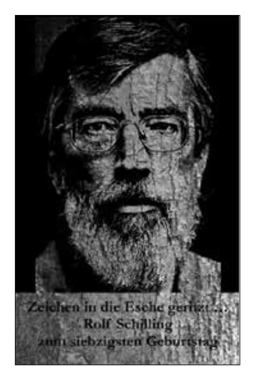
Auch hier wieder ein Selbstgespräch, eine Selbstverständigung, auch Selbstbeschwichtigung, denn ein neues Gedicht kündigt sich an – steht auf der »Schwelle« –, das nicht aufs Spiel gesetzt werden darf. Sein Gelingen liegt nicht in der Macht des Dichters, doch trägt er durch sein Schweigen, seine Geduld dazu bei, daß es sich offenbart. Aber auch die Natur – sei es der »blauende« Himmel, sei es die Christrose – tragen zur Geburt des neuen Werkes bei: Ein wundersames Gedicht von fragiler Zartheit und meditativer Innerlichkeit, das uns in das Mysterium des Dichtens einweiht.

Rolf Schilling hat sich selbst zu seinem 70. Geburtstag das schönste Geschenk überreicht: einen Gedichtband, der von einem poetischen Reichtum und einer stilistischen Meisterschaft zeugt, wie man sie in der Gegenwartsliteratur vergeblich sucht.

RAINER HACKEL ■

Exzentrisch, ekstatisch

Wolfgang Schühly (Hrsg.): ***Zeichen in die Esche geritzt. Rolf Schilling zum siebzigsten Geburtstag,*** **Neustadt an der Orla: Arnshaugk 2020. 366 S., 38 €**



Rolf Schilling ist ein großer Unbekannter der Gegenwartsliteratur. Seine Freunde und Leser, die ihn als »Meister« teils seit Jahrzehnten umgeben, verehren ihn ihm den wichtigsten lebenden Dichter deutscher Zunge, die literaturinteressierte sogenannte Öffentlichkeit dagegen nimmt von ihm keine Notiz. Schilling ist außerhalb kleiner konservativ-dissidenter Kreise nahezu inexistent. Diese Randständigkeit hat Gründe, politische Gründe und wohl auch in der verwüsteten oder schon vernichteten Ästhetik der grellbunten Republik, aber dennoch ist sie erstaunlich. Denn Schilling ist eben keiner der Freizeitpoeten, die im Selbstverlag versuchen, dem im Rentenalter entdeckten Talent Glanz zu verleihen und dafür von den ganz Unbegabten bewundert werden. Ganz und gar nicht (siehe *Sezession* 95/2020).

Die zu Schillings 70. Geburtstag zur Gabe aufgelegte Festschrift ist schwer faßbar und reichhaltig zugleich. Von der jugendbegeisterten Apologetik bis zur nostalgischen Anekdotik, vom sehr persönlichen Freundesgruß bis zur versponnen-egomanischen Selbstinszenierung ist hier

vertreten, was immer ein Autor sich nur ausdenken kann. Bei aller Unterschiedlichkeit in Güte und Länge, von der Miniatur, der Skizze, bis zum fast achtzigseitigen Traktat – keiner der Texte wirkt wie eine Gefälligkeitsarbeit, keiner ist schnell dahingeworfen. Hier haben sich Freunde und Weggefährten vieler Jahre um einen versammelt, um ihm Geschenke zu bringen, und keines ist wie das andere. Der Herausgeber hat sich nicht die Aufgabe gestellt, die Beiträge in eine innere Ordnung zu bringen, sondern sie alphabetisch nach dem Urheber hintereinandergedruckt und dazwischen wenige Gemälde befreundeter Maler gesetzt. All dies gibt dem Buch die Anmutung einer verwirrend-faszinierenden Schatztruhe, in der man vor lauter Funkeln nicht weiß, wohin zuerst greifen (manchmal sind es nur Glasperlen), oder eines Kuriositätenkabinetts.

Denn kurios sind viele Beiträge, auf eine die Neugierde weckende Weise. Ein Beiträger berichtet die sehr komische Anekdote, die DDR-Staatssicherheit habe an Schillings Sprache erkannt, wie ungeeignet er sei, andere zum Umsturz aufzustacheln: »Es werden Worte gebraucht, die kein normaler Mensch versteht.« – harmlos also! Die in der Tat hermetische Bildwelt des Musensohnes aus Thüringen scheint sich mancher der Autoren zum Vorbild genommen zu haben. Es wimmelt mitunter nur so vor Sprachschöpfungen aus der Schilling-Schule, manch ein Satz dehnt sich über halbe Seiten und nicht immer bleibt klar, ob die Wortmächtigen noch wußten, worauf ihr Text hinauskommen sollte. Wer dennoch durch das Dickicht dringt und sich auch von der mißratenen Einbandgestaltung nicht abschrecken läßt, wird mit mancher Einsicht, Kostbarkeiten des konservativen Kosmos und nicht zuletzt einigem Anlaß zum Schmunzeln belohnt. Besonders hervorgehoben seien die Ausarbeitungen von Peter Bickenbach (der aus christlicher Perspektive Nietzsches Moralkritik und unser hypermoralisches Zeitalter übereinanderlegt) sowie ein aus der baltischen Mythologie schöpfender Gedichtzyklus von Baal Müller.

KONRAD GILL ■

Siegersprache, Verlierersprache

Jürgen Trabant: *Sprachdämmerung. Eine Verteidigung,* München: Verlag C.H. Beck 2020. 240 S., 29.95 €

Jürgen Trabant (geb. 1942) ist emeritierter Professor für Sprachwissenschaft. Er hatte sich bereits 2007 mit einem streitbaren *FAZ*-Artikel (»Die gebellte Sprache«) als kundiger Fürsprecher des deutschen Idioms hervorgetan. Zusammengefaßt: Trabant sieht das Deutsche von zweierlei Richtungen bedrängt – von »unten« (dem Proletariat) wie von »oben« (den wissenschaftlichen Eliten), was es im folgenden näher auszuführen gilt. Trabants Buch mit dem irrigen Titel (als ob es eine pessimistische »Sprachdämmerung« zu verteidigen gelte) ist äußert lesenswert. Die dreißig hier versammelten Sachtexte und Essays hat er in sechs Überkapitel aufgeteilt. Leider ist ausgerechnet das erste – »Sprache: Licht der Menschen« – zwar glanzvoll, aber in seinem sprachphilosophischen Duktus passagenweise derart voraussetzungsreich, daß wohl nur Germanisten, denen Begriffe wie Deixis, Vernakularsprache, Whorf und de Sassure unmittelbar etwas sagen, Trabants elaborierten Überlegungen folgen können. Dabei sind diese Erkundungen wertvoll: Es geht mit Wilhelm von Humboldt um die »symbolischen« Eigenschaften des Lautes, um seine ikonische Eigenschaft und um seine Materialität, weswegen es nicht »vollkommen dasselbe« sei, ob einer »hippos, equus oder Pferd« sage. Oder: Was beim Farbsehen (und den Farbbezeichnungen) ist Natur, was Kultur? Sprachliche Kategorisierungen wirken sich auf das Denken jenseits der Sprache aus – drum ist die je eigene Muttersprache von so eminenter Bedeutung. Deutsch als Muttersprache stellt Trabant in den folgenden Kapiteln der autoritären Vatersprache (dem amerikanischen Englisch und dem »Globalesisch«) gegenüber. Er fürchtet, das Deutsche könne vollends »in die Rappuse« gehen. Das ist ein Wort aus der Landsknechtsprache und bedeutet: Kriegsbeute werden. Trabant ist von dieser Wendung sichtlich begeistert, er verwendet sie ungezählte Male. Bereits nach dem Dreißigjährigen Krieg seien die Deutschen zur Kultur der Sieger übergelaufen. Leibniz (geb. 1646) hatte vor sprachlichen »Xenismen« gewarnt, er empfand zu viele Wörter aus anderen Sprachen als zerstörerisch. Das schrieb der Richtige: 40 Prozent seiner eigenen Textproduktion fand auf Lateinisch statt, weitere 35 Prozent auf Französisch! Leibnizens Vorschläge, wie der deutsche Wortschatz ausgebaut werden könnte, beinhaltete neben »schönen alten Wörtern« auch Neologismen und Entlehnungen aus vor allem germanischen Sprachen. Das wird man wohl Ambiguitätstoleranz nennen dürfen! Trabant zählt sprachschützerische Projekte durch die Jahrhunderte auf, glaubt aber – klassisch kulturpessimistisch – nicht daran, daß das Deutsche noch vor dem »Abstieg aus den Höhen einer vollausgebauten Kultursprache« gerettet werden könne. Er selbst hat in Deutschland an einer englischsprachigen Universität gelehrt – eine intellektuelle und performative Herausforderung, ein Seminar mit Studenten zu leiten, die acht verschiedene Muttersprachen pflegen. Kurios nur: Auch die Fakultätsversammlungen (mit lauter Deutschen plus zwei perfekt deutsch sprechenden Holländern) fanden auf Englisch statt! Als Grund für die neuerliche »Rappuse« der deutschen Sprache sieht Trabant nicht in erster Linie die Zwänge der Globalisierung, sondern die anhaltende Nachkriegsdepression, die deut-

sche Selbstverachtung. Trabant zeigt sich als echter Scharfseher: »Die verführerische Stimme des AFN und das Begehren der [nachkriegsdeutschen] Hörenden haben sich zu gewaltigen Befehlsstrukturen und weitgehender Unterwerfung radikalisiert. Die weltweite Ökonomie bittet nicht nur ›Love me tender‹ oder ›Put your head on my shoulder‹, sondern sie verlangt brutal Gefolgschaft. Aus dem Entgegenhorchen *(ob-audire)* ist längst Gehorsam *(obedience)* geworden.« Kinder von Eltern, die etwas auf sich halten, »werden gleich in der hohen Sprache der Aufsichtsräte, der Wissenschaft und Hollywoods sozialisiert.« Mit Trabant fragen wir uns, warum Migranten überhaupt diese uncoole deutsche Sprache lernen sollten? Während die Eliten (der Autor karikiert subtil das »Schwäblisch«, in dem Günter Oettinger das Englische zur »Arbeitssprache« der Deutschen dekretierte) ihr »kosmopolitisches Näschen rümpfen« über reelle Entfremdungserfahrungen, macht sich Trabant stark für den Dialekt, den Akzent und lebendiges Deutsch: »Daß in der Straße, in der ich aufgewachsen bin, meine Sprache nun kaum mehr zu hören ist, ist keine harmlose Veränderung, sondern eine tiefgreifende Veränderung meiner Umwelt.« Der Romanist ist sich sicher: »Nicht die Berliner Prolls gefährden das Hochdeutsch, ebensowenig die Protest-Bürger, wohl aber die bildungsbeflissenen Kinder der letzteren, die sich in Schwabing und im Prenzlauer Berg niedergelassen haben und dort dem Aufruf des ehemaligen Ministerpräsidenten Oettinger Folge leisten.« Dieses Buch hat es in sich.

ELLEN KOSITZA ■

Meinen Sie: Rechtsextremismus?

Karsten D. Hoffmann: *Gegenmacht. Die militante Linke und der kommende Aufstand,* Bad Schussenried: Gerhard Hess Verlag 2020. 252 S., 16.99 €

Den Paukenschlag hebt sich der Politologe Karsten Dustin Hoffmann für die Schlußsätze seines neuen Buches auf. Es werde sein letztes Buch über die »militante Linke« sein, verkündet er. Er habe durch die wissenschaftliche Bearbeitung des Themas »ausschließlich Nachteile« erfahren und wolle sich nicht gern »zum Deppen« machen. Und er verstünde seinen Schritt als »Protest gegen die Verantwortlichen aus Politik und Gesellschaft«, die das Problem nicht anerkennen würden. Nun, denen wird es egal sein.

Hier hat also jemand eine Erfahrung gemacht, die andere schon vor ihm gemacht haben. Der Lernprozeß scheint aber auf der halben Strecke stehen geblieben. Hoffmann wurde unter anderem im Internet lächerlich zu machen versucht, er wurde als »Experte« mit Anführungsstrichen, der »Quatsch« verbreite, bezeichnet, und seine kurze Episode bei der AfD wurde als Negativpunkt ausgebreitet, da er »rechte Freunde« hätte. Das Ziel ist stets das gleiche: Personen, die als »gefährlich« für das linke Milieu identifiziert werden, durch Rufschädigung von Lehranstalten, Forschungsstellen und Medien fernzuhalten. Nutzt das nichts, bleibt immer noch die Drohung mit tätlicher Gewalt.

Dennoch wird es auch in Zukunft eine kritische Forschung über linken Radikalismus geben, die sich von den schönfärberischen Publikationen diverser Szene-Sympathisanten abhebt. Das Forschungsfeld ist riesig und in seinen Verästelungen wenig untersucht. Von welchem hierzulande relevanten Thema der gesellschaftswissenschaftlichen Forschung könnte man das noch sagen? Hoffmann beschreibt selbst, wie er in der sozialwissenschaftlichen Bibliothek der Uni Hamburg Massen an Literatur über »Rechtsextremismus« fand, aber nichts zum »Linksextremismus«. Als er im Rechner der Uni Bremen nach »Linksextremismus« recherchierte, wurde keine Literaturliste angezeigt, sondern die Gegenfrage: »Meinen Sie Rechtsextremismus?« Die wenige Literatur zum Thema ist oft Selbstliteratur von Anhängern der linken Szene.

Hoffmann liefert zahlreiche Tips zur Feldforschung für zukünftige wissenschaftliche Arbeiten. Dabei erwähnt er, daß Vertreter der radikalen Linken stets mißtrauisch und wortkarg gegenüber Fragen Unbekannter sind. Ganz im Gegensatz zu »Rechten«, die meist freimütig und naiv mit jedem Medienvertreter aus dem Nähkästchen plaudern. Und er erteilt konservativen Schnellschüssen eine Absage, nach denen nur die Polizei härter durchgreifen müsse, um das Problem des Linksradikalismus in den Griff zu bekommen. Dies würde nur zur Eskalation und Radikalisierung führen. Die militante linke Szene habe nach 1968 und dem »roten Jahrzehnt« der 70er Jahre mittels Appeasement-Politik Jahrzehnte lang wachsen können. So sei zum Beispiel die Mitgliedschaft in linksradikalen Zusammenhängen heute kein Hinderungsgrund für eine spätere berufliche Karriere. Durch ein paar Hausräumungen verschwänden weder die Aktivisten noch deren Ideen. Es bräuchte mindestens so lange, um diese Szene wieder auf das Ursprungsniveau zurückzudrängen, also 50 Jahre. Hoffmann gibt auch viele Anregungen, wie eine solche langsame Strategie aus Einhegung und »Luft zum Atmen«-Lassen gelingen könne. Unter anderem nennt er den Cyber-Krieg gegen linke Webseiten.

Dabei unterlaufen ihm aber zwei Denkfehler. Erstens geht sein Appell ins Leere, weil kaum politisches Interesse an einer solchen Konfrontation mit der Szene besteht. Einzig »Rechte« und Konservative hätten ein Interesse, sind dafür aber zu schwach, zu bequem und zu unentschlossen. Zweitens wird es trotzdem keine 50 Jahre mehr dauern. Weshalb? Ökonomie und

Demographie werden die linksradikale Szene schneller zurechtstutzen. Steuereinbrüche durch die Wirtschaftskrise werden die Fördergelder knapper fließen lassen. Und das »Experiment« der Einwanderungsgesellschaft führt schließlich dazu, daß die Bens und Sebastians in den »autonomen« Zentren immer weniger werden, während die nachwachsenden Ahmeds und Mohammeds das dortige Repertoire allenfalls vereinzelt und dann mit einer ganz anderen ethnischen Agenda auffüllen werden. Mit den Deutschen verschwinden eben nicht nur die »Nazis«, sondern vor allem auch die »Antifas«.

THILO STEIN ■

Weltrettung als Staatsräson

Jochen Lober: ***Beschränkt souverän. Die Gründung der Bundesrepublik als »Weststaat« – alliierter Auftrag und deutsche Ausführung,*** **Lüdinghausen / Berlin: Manuscriptum 2020. 144 S., 23 €**

Es ist kein Geburtstag der Bundesrepublik in den letzten Jahrzehnten vergangen, an dem nicht auf die Erfolgsgeschichte des Grundgesetzes verwiesen worden wäre. Dabei ist es nicht schwer, Schwachpunkte auch dieser Verfassung aufzudecken. Ein maßgeblicher ist ihre exzessiv normative Ausrichtung, die das Bundesverfassungsgericht zur wichtigsten Einrichtung der obersten Institutionen machte. Die tendenzielle Dezisionsunfähigkeit der politischen Führung ist unschwer zu erkennen. Der Individualismus ist durch die Präponderanz der Grundrechte und der Menschenwürde überdimensioniert, kollektive Kategorien, etwa die Stellung des Volkes, schwach ausgeprägt, obwohl beides einigermaßen ausgewogen sein müßte, um effektives politisches Handeln zu ermöglichen.



Nicht unwesentliche Wurzeln für die genannten Schwächen lassen sich ausmachen, wenn man die Entstehungsbedingungen des Grundgesetzes genauer betrachtet. Viele der grundlegenden Arbeiten vom *Reich zur Bundesrepublik,* etwa von dem Adenauer-Biographen Hans-Peter Schwarz, wurden schon vor längerer Zeit verfaßt und konnten daher wichtige Linien nicht bis in die unmittelbare Gegenwart ausziehen. Die Verfasser jüngerer Abhandlungen zeigten sich indessen zumeist aus politischen Gründen nicht in der Lage, einen Bogen zur heutigen Unfähigkeit, nationale Interessen wahrzunehmen, zu schlagen.

Jochen Lober ist das Kunststück gelungen, den offenkundigen Konnex herzustellen. Der Jurist beschreibt gut verständlich die geschichtlichen und verfassungshistorischen Weichenstellungen im Zeitraum von 1945 bis 1949. Wegweisend waren die »Frankfurter Dokumente« ebenso wie der Konvent von Herrenchiemsee und der Parlamentarische Rat. Überall kam es in diversen Gremien zu einem Gegen- wie Miteinander zwischen den deutschen Vertretern einerseits, von denen Ministerpräsidenten wie Hans Ehard, aber auch Politiker wie Konrad Adenauer und Carlo Schmid herausragen, und den alliierten Repräsentanten andererseits. Die Anteile an dem Gesetzgebungswerk sind auch bei genauem Quellenstudium kaum mehr eindeutig zuzuordnen.

Lober beläßt es nicht bei der Beschreibung der historischen Tatsachen und Entwicklungen. Besonders im abschließenden Kapitel kommt er, unter Berufung auf Carl Schmitt, Ernst Forsthoff und andere, zu einem Resümee, das ihn unter den längst staatsfrommen Verfassungsjuristen wohl zum Paria stempelt: Dem Grundgesetz fehle die Legitimität und die Evidenz, die eine Verfassung benötigt, um Staatsaufgaben und -ziele souverän erledigen zu können. Die inhärenten Widersprüche sind auffallend: Staatsstrukturprinzipien wie Demokratie und Rechtsstaatlichkeit werden (auf Weisung der alliierten Aufseher) als ewig perpetuiert, während das Gesamtwerk betont als Provisorium angelegt ist.

Zur Genese der »beschränkten Souveränität« gehören nicht nur wichtige Stationen vom Ende des West-Ost-Gegensatzes bis zum Inkrafttreten des Grundgesetzes. Darüber hinaus verweist der Autor auf die Verhandlungen zur »deutschen« Wiedervereinigung 1990, die eigentlich ein stark internationalisiertes Geschehen war. Die Machtlosigkeit der führenden Politiker in beiden deutschen Staaten zeigte sich nicht zuletzt dadurch, daß ihnen von den Siegermächten nur ein Beobachterstatus zugebilligt wurde. Von den »Zwei-plus-Vier«-Mächten waren nur die »Vier« die eigentlichen Akteure, die »Zwei« durch das Besatzungsstatut rechtlich ausgebootet.

Heute mag es keine formal-juristischen Einschränkungen der Souveränität mehr geben. Schlimmer als solche Fesseln ist der Souveränitätsverlust in den Köpfen weit über das politische wie mediale Establishment hinaus. Dieser zeigt sich nicht nur im omnipräsenten »Verfassungszelotismus« (Isensee), sondern auch im Endziel der Selbstaufgabe des eigenen Staates im europäischen Einigungsprozeß, alles auf der Basis der moralistischen »Vergangenheitsbewältigungsideologie« (Lober) und eines selbstschädigenden Weltrettungs-Aktivismus.

FELIX DIRSCH ■



Frau Jünger

Ingeborg Villinger: ***Gretha Jünger. Die unsichtbare Frau,*** **Stuttgart: Klett-Cotta Verlag 2020. 463 S., 26 €**

Jeder Jünger-Leser weiß, daß Ernst auf Reisen ging, wenn ein Wohnortwechsel anstand. Den Umzug überließ er seiner Frau Gretha Jünger, geb. von Jeinsen. Wenn diese Vollzug meldete,

kehrte er zurück an den Schreibtisch und zur korrekt aufgestellten Bibliothek. Auch wenn Gretha Jünger nicht jede Kiste allein schleppen mußte, sondern dafür Hilfe in Anspruch nahm, bringt diese Konstellation ein gewisses Mißverhältnis zum Ausdruck – zumindest dann, wenn man, wie Jüngers, nicht auf eine umfangreiche Dienerschaft zurückgreifen konnte.

Das Umzugsverhalten ist nur ein Randaspekt einer grundsätzlichen Schieflage, die Ingeborg Villinger in den Mittelpunkt ihrer Biographie gestellt hat. Dabei geht es ihr oft weniger um die Eheleute Jünger als ganz allgemein um die aus ihrer Sicht problematischen Geschlechterrollen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Grethas Leben dient oft nur als Beispiel für dieses Verhältnis, so daß ihre Persönlichkeit und Geschichte im allgemeinen Kontext zu versinken droht. Auf diese Art ist auch der erstaunliche Umfang der Biographie zustande gekommen, die zudem einige pädagogisch motivierte Redundanzen aufweist.

Villinger, die bis 2005 Politikwissenschaft in Freiburg lehrte und bereits den Briefwechsel zwischen Gretha und Carl Schmitt herausgegeben hat, stützt sich vor allem auf zwei Quellen: die beiden autobiographischen Bücher, die Gretha 1949 und 1955 unter ihrem Mädchennamen veröffentlichte, und den umfangreichen Briefwechsel Grethas mit den verschiedensten Freunden und Bekannten. Hervorzuheben sind vor allem die Briefwechsel mit ihrem Vertrauten Fritz Lindemann, einem etwas wunderlichen Privatgelehrten und Esoteriker, und mit ihrem Ehemann (der bald erscheinen soll).

Beide lernten sich 1922 in Hannover kennen. Die aus verarmtem Adel stammende Gretha, der Vater war als technischer Zeichner bei der Stadt Hannover angestellt, ging nach der Schule zu einem befreundeten Pfarrerehepaar, um die Hauswirtschaft zu erlernen, lernte anschließend Klavier und machte sich Hoffnungen auf eine Karriere als Schauspielerin. Der strahlende Kriegsheld Jünger konnte sie 1925 nur heiraten, weil er seinen Abschied vom Militär genommen hatte, als Leutnant hätte er keine Heiratserlaubnis bekommen. Es folgten zwei Kinder, Ernst (1925–1944) und Alexander (1934–1993), und das Dreinfinden Grethas in die Rolle der Ehefrau eines recht ichbezogenen Ernst Jüngers in einem unter ständigem Geldmangel leidenden Haushalt. Dessen Affären, Drogen-experimente und betonte Lieblosigkeit führten dazu, daß Gretha immer wieder für begrenzte Zeit die Flucht ergriff und einmal sogar die Scheidung einreichte, die sie aber bald zurücknahm.

Das eheliche Mißverhältnis hat Gretha bis zu ihrem frühen Krebstod (1960) beschäftigt, und sie war immer bemüht Ausgleich zu schaffen, dafür zu sorgen, daß jeder seinen Platz behaupten konnte. Jüngers Reisen kamen ihr daher nicht ungelegen, war sie dann doch von der anstrengenden Rolle der Gastgeberin befreit. Aber: Gretha sah das Verhältnis zu ihrem Gatten durchaus vielschichtiger, als das Villinger durch die Geschlechterrollenbrille wahrhaben will. Das wird schon dadurch deutlich, daß sie Jünger immer (unironisch) als Gebieter anredete, dessen praktische Lebensuntüchtigkeit in ihr mütterliche Gefühle hervorrief. Daß Jünger diese Konstellation entgegenkam und er sich darin einrichtete, steht auf einem anderen Blatt – wie auch die Tatsache, daß ihn diese Lebensuntüchtigkeit auf seinen (Solo-)Reisen nicht ereilte.

ERIK LEHNERT ■

Revolution der Lüge

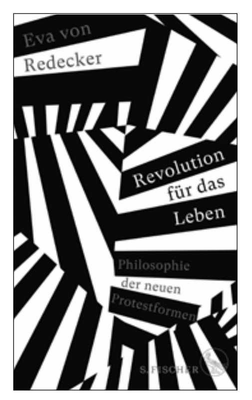
Eva von Redecker: *Revolution für das Leben. Philosophie der neuen Protestformen,* Frankfurt a. M.: S. Fischer Verlag 2020. 316 S., 23 €

Wenn linke Szeneblätter ein neues Buch hymnisch rezensieren und GEZ-Leitmedien einen ähnlich begeisterten Ton anstoßen, ist anzunehmen, daß hier etwas im argen liegt. Die *Revolution für das Leben* der 1982 geborenen Philosophin Eva von Redecker unvoreingenommen zu lesen, fällt schwer. Aber man sucht gleichwohl Zugang zu jener Autorin, die unironisch als »eine der aufregendsten Nachwuchsphilosophinnen des Landes« *(Philosophie Magazin)* angepriesen wird.

Der Reihe nach: Die Ausgangsbasis der vorher in New York und momentan in Verona lehrenden Redecker verspricht Spannung. Die »viehische Logik« in der Fleischindustrie samt Darlegung perverser Arbeitsverhältnisse als »Opener« wirkt als tagesaktueller Wachmacher. Auch Betrachtungen zu Covid19 und der Coronakrisenpolitik lassen kurz die Hoffnung aufkeimen, vorschnell geurteilt zu haben. Und wenn Redecker schreibt, es gehe ihr darum, Leben zu retten statt zu zerstören, Arbeit zu regenerieren statt zu erschöpfen, Güter zu teilen statt zu verwerten und Eigentum zu pflegen statt zu beherrschen, dann registriert man mit wachsender Neugierde ihr Vorhaben, eine Revolution für das Leben der Menschen skizzieren zu wollen. Das Problem dabei: Eva von Redecker schreibt hunderte Seiten über »das Leben« und »den Menschen«, zeigt aber beispielsweise keinerlei Kenntnisse des menschlichen Lebens in den essentiellen Bereichen Verhaltensforschung und Anthropologie. Sie kennt weder menschliche Konstanten noch Mängel, Sozialbiologie ist ihr ebenso fremd wie ihr jede Form organischer, konkreter Solidarität verdächtig erscheint – des Faschismus verdächtig, versteht sich, denn Familie sei die »Keimzelle« ebenjenes faschistischen Politiktyps, der wiederum erst »fertig« mit seiner Praxis sei, »wenn wirklich niemand mehr lebt«.

Gegenseitige natürliche Liebe und fürsorgende Elternschaft tauchen bei Redecker nicht

auf (Physiognomie lügt nicht?); die klassische Familie erscheint lediglich als Ausbeutungsverhältnis und protototalitäre Hierarchie (daher: »Natürlich will der Feminismus die Familie zerstören.«). Aber auch Völker und Nationen sind Gefängnisse. Was bleibt dann noch? Das befreite Ich, die Menschheit als Ansammlung aller befreiten Ichs, und das war's. In diesem Sinne begrüßt Redecker die Vernichtung organischer Solidaritätszusammenhänge und möchte eine neue abstrakte Solidarität vereinzelter Individuen schaffen, durch Generalstreiks, durch freiwillige Assoziation, durch Teilhabe aller an allem – und durch stete Migration, denn diese sei »an sich immer schon Revolution für das Leben«. Redecker stellt jedwede Restvernunft spätestens dann auf den Kopf, wenn sie Solidarität nicht auf Basis bestehender Prinzipien und Verhältnisse akzeptieren will, sondern sie als eine bloße Frage neuer Organisation begreift: »Gegenseitige Hilfe schafft Beziehungen, sie setzt sie nicht voraus.« Und weil alles, was bereits als überliefert und verwurzelt vorausgesetzt werden kann – Familie, Volk, Religion, Nation etc. – eben potentiell faschistisch sei und überdies Rassismus und rechte Gewalt das Leben der Menschen prägen, sei es Zeit für ein dieses Zustände überwindendes antifaschistisch-feministisches Kollektiv. In diesem paradiesischen Konstrukt könnten »selbst noch seine Gegner sicher tanzen«. Davon abgesehen, daß rund um Antifa-Feministen-Komplexe – siehe Liebig34 – nicht einmal linksgrüne Nachbarn »sicher tanzen«, geschweige denn sicher leben können, drängt sich die Frage auf: Wo lebt diese Autorin eigentlich? In einer Kommune, erfährt man aus ihrer Danksagung. Na dann.



BENEDIKT KAISER ■

Heiland, Himmler, Hare Krishna

Roel van Duijn: *Himmlers holländische Muse. Die zwei Leben der Baroness Julia Op ten Noort,* Stuttgart: Schmetterling Verlag 2020. 340 S., 22.80 €

Was für ein wunderliches, putziges wie hochinteressantes Buch! Beginnen wir mit dem Autor: Roel van Duijn, Jahrgang 1943, ist in den Niederlanden ein *enfant terrible.* In den sechziger Jahren war er maßgeblich in der Friedensbewegung aktiv und arbeitete als Redakteur für eine anarchistische Zeitung. Er war als Biobauer tätig und kandidierte zunächst für »De Groenen«, dann für »GroenLinks«. Eins seiner Bücher, *Einleitung ins provozierende Denken,* wurde mehrmals auch in deutscher Sprache aufgelegt. 2008 zog sich van Dujin aus dem Politikgeschäft zurück, um als Therapeut zu arbeiten. Aus Gründen, die nicht vollends deutlich werden, hat er sich nun unter erheblichem Rechercheaufwand (559 Fußnoten!) auf die Spuren der wohl bekanntesten niederländischen Nationalsozialisten Julia Op ten Noort (geb. 1919 in Amsterdam, gest. 1994 in Fulda) begeben. Gewidmet ist das Buch »allen Freund*innen Julias, die dachten, sie gut zu kennen, aber die Gefahr, daß auch ein Mensch mit einem vielleicht guten Charakter zum Instrument einer giftigen Ideologie werden kann, nicht erkannten.« Eine Widmung an bereits Verstorbene, vermutlich. Van Dujin macht keinen Hehl aus seiner Faszination für jene Frau, die sich mit Mitte dreißig nach langer Leidenschaft für die »Lehre vom germanischen Blut« ein Kind zeugen ließ, dessen Vater gerüchteweise Heinrich Himmler war. In holpriges Deutsch übersetzt liest sich das so: »Julia war aufreizend, anziehend und kreativ. Sie suchte fieberhaft nach dem höchsten Standard menschlichen Zusammenlebens. Als junge Frau verband sie sich mit Haut und Haaren mit zwei unerhörten Projekten der Nazis: der Vernichtung der einen und der Erschaffung einer neuen, vermeintlich überlegenen Menschenrasse.« Mit einer beispiellosen Akribie (bis hin zur Berechnung ihrer mutmaßlich »fruchtbaren Tage«) untersucht der Autor jede Wegmarke im Leben dieser dunkelhaarigen, großen, blauäugigen Adeligen, die Anfang der dreißiger Jahre als tiefgläubige Christin für die evangelikale »Oxford-Gruppe« (später: »Moralische Aufrüstung«; in Utrecht trafen sich 1937 100000 Glaubensstreiter unter diesem Banner) Missionstätigkeiten unternahm. 1934 lernte sie bei einer solchen Bekehrungstour in Breslau (Roel van Dujin: »Oberschlesien«) Himmler kennen: »Der esoterische SS-Chef wurde nicht zum Christen und die Evangelistin ließ sich zu einer germanischen Rassistin bekehren.« 1938 folgte die Baroness dem Impuls der Reichsfrauenführerin Gertrud Scholtz-Klink, eine niederländische Organisation nach dem Vorbild der NS-Frauenschaft zu gründen, ohne dann allerdings selbst den Vorsitz dieser »Nationaal Socialistische Vrouwen Organisatie« einzunehmen, die bis 1941 auf 6500 Mitglieder anwachsen sollte. Die verzwickte Geschichte rund um Zeugung und Geburt des Sohnes Heinrich im Februar 1944 im Lebensbornheim Steinhöring/Oberbayern (Julia an ihren Bruder: »… nach Heinrich I, dessen Blut er trägt, und nach dem lebenden Vorbild des Reichsführers«) wäre Stoff für die *Gala* oder die *Bunte* – zumal auch dieses Buch mit einer Fülle an Photographien auftrumpfen kann. Eine Vaterschaft Himmlers hält übrigens van Dujin nach realistischer Auswertung aller Indizien für äußerst unwahrscheinlich. Streng genommen war »Julia« nicht einmal »Himmlers Muse«. Nach dem Krieg wurde Julia Op ten Noort wegen Kollabo-



ration zu zweieinhalb Jahren verurteilt, von denen sie 15 Monate absaß. Nach dem Krieg leben Mutter und Sohn in Deutschland. Die Nationalsozialistin bekehrt sich 1972 zum Hinduismus, 1980 zum Buddhismus. Ihren Sohn wird sie um 14 Jahre überleben.

ELLEN KOSITZA ■

Freie Rede, freier Staat?

Lothar Fritze: *Angriff auf den freiheitlichen Staat. Über Macht und ideologische Vorherrschaft,* Marburg: Basilisken-Presse 2020. 284 S., 24.80 €

Der sächsische Politikwissenschaftler Lothar Fritze (geb. 1954) scheut sich nicht, bedrohliche Entwicklungstendenzen der offenen Gesellschaft samt ideologischer Verortungen und Volten ihrer Mittelsmänner zu analysieren. In *Der böse gute Wille* (vgl. *Sezession* 75) griff der ehemalige außerplanmäßige Professor der TU Chemnitz zur Feder, um dem moralischen Universalismus der lautstarken Zuwanderungsbefürworter auf die Pelle zu rücken. Nun legt Fritze mit dem *Angriff auf den freiheitlichen Staat* ein Kompendium zur Ideologie- und Herrschaftskritik vor. *Über Macht und ideologische Vorherrschaft,* so der Untertitel, reflektiert Fritze, und das Ergebnis fällt angesichts der bundesrepublikanischen Malaise erwartbar schonungslos aus.

»Erwartbar« impliziert indes nicht, daß eine Lektüre obsolet wäre. Im Gegenteil. Fritze nutzt das gesamte Besteck politikwissenschaftlichen Arbeitens und philosophischen Denkens, um ein Werk vorzulegen, das verschiedene Stränge gesellschaftskritischen Denkens aus dezidiert freiheitlicher Perspektive zu einem klugen Bande verknüpft. Gewiß: Wer sich aktiv am politischen Zeitgeschehen betätigt, wird die ein oder andere Erkenntnis über Herrschaftsmethoden und -praktiken des linksliberal ausgerichteten politmedialen Komplexes zur Genüge kennen. Und auch ein Steckenpferd Fritzes – die Kritik an der liberal-universalistischen Grundorientierung des hypermoralisch agierenden Establishments – kann womöglich als bekannt vorausgesetzt werden. Doch der besondere Wert des Buches ist gerade in seiner Vollständigkeit zu suchen: Ob die geistige Situation der BRD oder die Rolle der repräsentativen Demokratie als Elitenherrschaft; ob Betrachtungen zu den Kampfmethoden des linksliberalen Kartells; ob Kommunikationsverhältnisse der Leitmedien und Bloßstellung ihrer Gesinnungsvehemenz; ob Nachdenken über die anhaltende Selbstverdummung der Deutschen oder über die Ausgrenzung via moralischer Ächtung; ob Zerstörung der Gedanken- und Meinungsfreiheit durch den herrschenden Block oder der neue Kulturkampf gegen Familie, Volk und den neutralen Staat – Fritze setzt Baustein auf Baustein und kommt zu seinem skeptisch-resignierenden Ausblick auf eine bundesdeutsche Demokratie, die sich auf totalitäre Abwege begibt.

Naturgemäß sind jene Passagen besonders aufschlußreich, in denen der langjährige (1993–2019) Forscher des Hannah-Arendt-Instituts für Totalitarismusforschung (TU Dresden) seine ureigenen Metiers seziert. Verwiesen werden kann etwa auf Fritzes Darlegung der Bereitschaft zur ideologischen Konformität unter den ökonomisch abhängigen Wissenschaftlern oder auf die mediale Zertrümmerung seiner Heimatstadt Chemnitz im Nachgang von fiktiven und längst widerlegten »Hetzjagden« auf Ausländer 2018 ff. Als Leser spürt man Fritzes Verärgerung über einen Staat, der sich von einer linksliberalen Zivilgesellschaft seines Wesens entfremden läßt und im Zuge dieses Prozesses auf antifreiheitliche Abwege geraten ist, deren Wirkungen sich stetig verschlimmern. Ein roter Faden des gelehrten wie engagierten Buches ist ganz in diesem Sinne Fritzes Leiden an einem einst freiheitlichen Staat, der seine Bürger mit einer Ideologie ausstatten möchte, anstatt sich weltanschaulich neutral zu verhalten und politisch-korrekter Zensur zu verweigern. Fritze gelingt es hierbei, den Kampf um Hegemonie seitens der Machthaber entlang ihrer einseitig individualistischen und moralisch-universalistischen Ausrichtung zu beschreiben. Daß er als Forscher und Autor ein seltener Vertreter jener sorgfältig wie aufrichtig arbeitenden »alten Schule« ist, realisiert man dann nicht zuletzt anhand der breit aufgestellten verwendeten Literatur: Staatstragende Wissenschaftler wie Eckhard Jesse und Uwe Backes werden ebenso einbezogen wie alternative Köpfe von Dominique Venner bis Thor v. Waldstein. Daß allein dies schon für das Gros der politologischen Kollegen Lothar Fritzes einem Skandal gleichkommen dürfte, beweist nichts weniger als die Richtigkeit der in diesem Buch dargelegten Sorge um den Fortbestand freier Rede in einem freien Staat.

BENEDIKT KAISER ■



Heiße Pariser Luft

Philippe Muray: *Das Reich des Guten,* Berlin: Matthes & Seitz Berlin 2020. 133 S., 20 €

Franzosen haben eine Neigung zu folgenloser Polemik. Den Leser kann's vergnügen, erregen oder im besten Fall zur Tat motivieren. Im schlimmsten Fall aber erlahmt jeder kritische Impuls im Wortgewitter von belanglosen Eitelkeiten und verkopften Gedankensprüngen, und ermattet greift der Leser zum Weinglas oder zur Nachtmütze. Wer im Jahr 2020 ein knapp 30 Jahre altes »gesellschaftskritisches« Buch aus Frankreich übersetzen läßt, sollte Gründe dafür haben, die in der besonderen Güte der Analyse, in

zeitlosen Bemerkungen oder einer vorher ungeahnten neuen Aktualität des Gegenstandes liegen könnten. Sind solche Gründe nicht ersichtlich, wird das Neuerscheinen um so mehr zum Wagnis, je stärker sich die Umgebungsbedingungen seither gewandelt haben. Nun leben Franzosen wie Deutsche 2020 in einer ganz und gar anderen Welt als 1991 – sofern krisenhafte Tendenzen 1991 schon angelegt waren, haben sie sich stark verschärft, neue sind hinzugetreten. Der 2006 verstorbene Muray beklagt sich im vorliegenden Text über Phänomene wie die ubiquitäre Geräuschbelästigung, pseudoreligiöse New-Age-Wellen, die Infantilität öffentlicher Debatten, wohlmeinende Verwaltungsempfehlungen (z.B. gegenüber Rauchern) und anderes, das mit dem zeitlichen Abstand überholt und stellenweise fast niedlich wirkt. Was waren das für goldene Zeiten, als ein Polemiker in Europa Zeit und Anlaß hatte, über solche Probleme zu schimpfen! Angesichts von Massenpsychosen, Überfremdung und aggressiver Minderheitenagitation liest man von Luxusproblemen wie einer zu großen Rührseligkeit und mangelnder Ernsthaftigkeit in der Öffentlichkeit mit einer Mischung von Nostalgie und Desinteresse. Hinzu kommt, daß dem Essay jede Stringenz und jeder analytische Anspruch fehlt. Muray schimpft zwar wie ein Rohrspatz über alles und jeden, liefert aber weder Hinweise auf die Gründe für die ihn so sehr störenden Mißstände noch kann er einen inneren Zusammenhang der Phänomene plausibel machen. Seine Rekurse auf Ideologeme der 68er (unter anderem ruft er de Sade zum Zeugen an und beklagt die Lustfeindlichkeit der Zeit und allen Ernstes eine Überbetonung von Familienwerten, es werde zu wenig kreuz und quer kopuliert!) lassen die gelegentlichen reaktionären Aphorismen und traditionssehnsüchtigen Einsprengsel zudem arg hohl klingen. Das ist keine (vielleicht etwas wüste) Kulturkritik, sondern da schimpft eher einer im Café aus Langeweile oder Geltungsdrang mit seinen Freunden. Was daran »antimodernistisch« (Verlagswerbung) sein soll, bleibt ein editorisches Geheimnis.

Der Wert des Buches, wenn man einen finden möchte: es ahnt voraus. Was heute an Tugendterror die europid geprägten Gesellschaften durchflutet, ist hier in vergleichsweise harmlosen Anfängen schon sichtbar. Muray stören Moralisierung, öffentliche Tugendbeweise und Emotionalisierung, also alles das, was heute »Gutmenschentum« genannt wird. Auch lassen sich im Buch einige sehr schneidende und schneidige Zuspitzungen finden, so über das öffentliche Aufeinandertreffen von vordergründig kontrahierenden Vertretern der gleichen Ideologie als Theater und Scheindebatte oder über eine »neue Spiritualität«, die sich als letztlich antitranszendental entpuppt. Dennoch: Eine Aneinanderreihung von Zitaten und Aphorismen, von Schimpftiraden und flüchtigen, ja schlampigen Problemaufrissen macht noch keine Zeitgeistkritik, von einer Analyse ganz zu schweigen. Ein im Krisenjahr 2020 überflüssiges Buch.

KONRAD GILL ■

Von wegen ältestes Gewerbe der Menschheit

Manfred Paulus: *Menschenhandel und Sexsklaverei. Organisierte Kriminalität im Rotlichtmilieu,* Wien: Promedia 2002. 200 S., 19.90 €

Kriminalhauptkommisar a.D. Manfred Paulus schöpft aus seiner jahrzehntelangen Tätigkeit im Ermittlungsbereich Menschenhandel und Rotlichtkriminalität. Sein Buch liest sich über Strekken wie ein Krimi, erzeugt aber aufgrund seiner Authentizität echte Betroffenheit. Es ist eine unorthodoxe Arbeit: Paulus ist deutlich ein Mann der Praxis. Zitate (und es gibt seitenlange Reportageeinschübe aus fremden Federn) werden nicht kenntlich gemacht, es gibt nur einen groben »Quellenverweis« am Ende. Paulus gendert seine Protagonisten nur gelegentlich, was ähnlich sympathisch ist wie seine Rede von »NRO« statt »NGO« (für Nichtregierungsorganisationen). Paulus ist ausgewiesener Experte für weißrussischen (sic) Menschenhandel (Weißrussinnen gelten nicht nur als besonders »attraktiv«, sie seien auch geschichtlich bedingt »genügsam, leidensfähig und opferbereit« und naiv gegenüber der westlichen Welt), aber er beschreibt ebenso eindrücklich die jeweiligen Gegebenheiten in Moldau, Bulgarien, Rumänien, Albanien und Serbien. In der Ukraine, wo Prostitution wie fast überall »eigentlich« verboten ist, schießen seit einiger Zeit in Kiew, Donezk und Odessa Bordelle »wie Pilze aus dem Boden«. 90 Prozent der in Deutschland tätigen Huren sind Ausländerinnen. Einen kurzen Schwenk unternimmt Paulus nach Afrika: Er schildert, wie Frauen dort mittel »Juja«, einem Voodoo-Zauber, gefügig für die Arbeit in Europa gemacht warden. Die »Juja«-Hexen sind paradoxerweise meist ehemalige Prostituierte. Von der Geschichte der Prostitution und Zuhälterei über die konkreten Abläufe des Menschenhandels (es geht hier nicht ausschließlich um »sexuelle Dienstleistungen«, sondern auch um andere Zwangsarbeit) bis zu wirksamer Präventionsarbeit und Interviews mit selbsternannt freiwilligen Prostituierten enthält dieses Buch alles, was man zur Frage sogenannter freiwilliger Prostitution wissen muß – mehr realistisch denn dezidiert brandmarkend.

FRANZISKA KUNC ■

Sezession

Programm und Redaktion

Sezession ist eine politisch konservative Zeitschrift. Sie wird von Rechtsintellektuellen gemacht, die Redaktion hat ihren Sitz auf dem Rittergut Schnellroda in Sachsen-Anhalt.

Sezession bündelt Gedanken, Argumente und Lösungsansätze sechs Mal im Jahr auf jeweils 72 Seiten – drei Mal thematisch gebunden, drei Mal in einem offenen Heft.

Sezession wird vom Institut für Staatspolitik (IfS) herausgegeben und erscheint 2020 im achtzehnten Jahrgang.

Presse über uns

- eine »kluge Zeitschrift« (*Die Welt*)
- die »Pflichtlektüre der neurechten Intelligenz« (*Tagesspiegel*)
- »unverzichtbar für jeden Konservativen, der mitdenken will« (*Junge Freiheit*)

Ihr Abonnement

Ein Jahresabonnement (sechs Hefte) kostet inklusive Porto:

- 50 € im Normalbezug,
- 35 € ermäßigt für junge Leser in Ausbildung,
- 75 € im Förderabonnement,
- 60 € für Auslands-Abonnenten.

Ihre Prämie 2021

Neuabonnenten erhalten als Prämie das Buch *Nationalmasochismus*, das Martin Lichtmesz herausgab.

Sezession
Rittergut Schnellroda
06268 Steigra

Überblick 2021, 19. Jahrgang



Heft 100 / Februar / 11 €
Thema: »Wo stehen wir?«
72 Seiten, Beiträge u.a.:

Autorenporträt
Francis Fukuyama

Götz Kubitschek
Nachahmungsverbot

Erik Lehnert
Am Rand der Gesellschaft

Martin Sellner
Handlungsspielräume



Heft 103 / August / 11 €
offenes Heft
72 Seiten, Beiträge u.a.:

Autorenporträt
Hans Domizlaff

Erik Lehnert
Vor der Wahl

Nils Wegner
100 Jahre Feme

Caroline Sommerfeld
20 Jahre 9/11



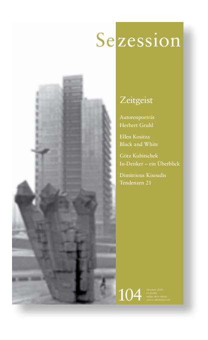
Heft 101 / April / 11 €
offenes Heft
72 Seiten, Beiträge u.a.:

Autorenporträt
Gerd-Klaus Kaltenbrunner

Jonas Schick
10 Jahre Fukushima

Wiggo Mann
Vor einem Jahr

Dirk Alt
Kulturschwellen



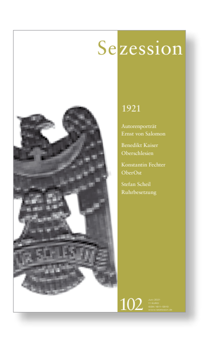
Heft 104 / Oktober / 11 €
Thema: »Zeitgeist«
72 Seiten, Beiträge u.a.:

Autorenporträt
Herbert Gruhl

Ellen Kositza
Black and White

Götz Kubitschek
In-Denker – ein Überblick

Dimitrious Kisoudis
Tendenzen 21



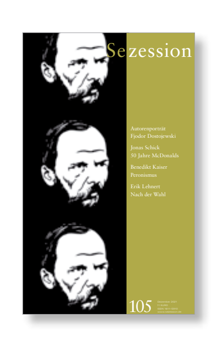
Heft 102 / Juni / 11 €
Thema: »1921«
72 Seiten, Beiträge u.a.:

Autorenporträt
Ernst von Salomon

Benedikt Kaiser
Oberschlesien

Konstantin Fechter
OberOst

Stefan Scheil
Ruhrbesetzung



Heft 105 / Dezember / 11 €
offenes Heft
72 Seiten, Beiträge u.a.:

Autorenporträt
Fjodor Dostojewski

Jonas Schick
Fastfood (50 Jahre McDonalds)

Benedikt Kaiser
Peronismus

Erik Lehnert
Nach der Wahl

»Ich will aber keinen Komfort. Ich will Gott, ich will Dichtung, ich will reale Gefahren, ich will Freiheit, ich will Güte. Ich will Sünde.«

»Kurzum: Sie fordern das Recht, unglücklich zu sein.«

»Also gut«, bejahte der Wilde trotzig, »dann fordere ich eben das Recht, unglücklich zu sein.«

Aldous Huxley: *Brave New World*

www.sezession.de